

### 3. Zunehmende Kritik: Rourkela, Goa und der Topos von „der schädlichen Entwicklungshilfe“ 1959 bis 1966

#### 3.1 Der Bau des Stahlwerks in Rourkela

Der Wunsch nach einer Verbesserung des Lebensstandards als Folge des verheerenden Kriegs stand sowohl in den westlichen Gesellschaften wie der BRD als auch bei den politischen und wirtschaftlichen Eliten in Indien nach dem Ende der Kolonialherrschaft im Vordergrund. Basierend auf einer gemeinsamen Vorstellung von *Entwicklung*<sup>1</sup> waren dadurch internationale und transnationale gemeinsame Aktivitäten möglich. Eine weitere Basis stellte, wie bereits beschrieben, die gemeinsame Identität als Opfer von Fremdbeherrschung dar.

Anfang der 1950er Jahre fanden auf nationaler und internationaler politischer Ebene sowie im transnationalen privatwirtschaftlichen Bereich Überlegungen und Planungen aufgrund der geänderten politischen Verhältnisse statt. Die USA bemühten sich als Vorreiter des westlichen Bündnisses mit ihren globalen entwicklungspolitischen Maßnahmen um eine politische, militärische und wirtschaftliche Stabilisierung und Einbindung der Länder des Südens, die Ende der 1950er Jahre zu Zahlungsbilanzproblemen führte. Durch die eigenen Zahlungsbilanzüberschüsse und die als Schutz wahrgenommene Präsenz des US-amerikanischen Militärs sah sich die Bundesregierung deshalb zu einer stärkeren Beteiligung an den US-amerikanischen Hilfsprogrammen gezwungen. Die staatliche Rückendeckung für westdeutsche Firmen bei der Vergabe von Aufträgen, die als sog. subsidiäre Entwicklungshilfe gesehen wurde, reichte nicht mehr aus. Die dabei mitspielenden Erwartungen auf eine weitere Nachfrage nach westdeutschen Produkten und westdeutscher Technologie mussten um die massiven finanziellen Forderungen Eisenhowers ergänzt werden.<sup>2</sup> Neben einer ab Anfang der 1960er Jahre angelaufenen bilateralen Kapitalhilfe sollten Ausbildungs- und Studienprogramme in den sog. Entwicklungsländern zusätzlich eine spätere Fokussierung auf die BRD fördern.<sup>3</sup>

---

<sup>1</sup> Rottenburg bezeichnet diese treffend als Meta-Code. Rottenburg, Weit hergeholt Fakten, S. 14.

<sup>2</sup> Vgl. Hein, Die Westdeutschen und die Dritte Welt, S. 33.

<sup>3</sup> Vgl. Unger, Export und Entwicklung, S. 74.

Besonders Indien wurde als Schlüsselland sowohl in außenpolitischer als auch in außenwirtschaftspolitischer Hinsicht gesehen. Hinter der Vergabe von Hermes-Bürgschaften, Exportkredit-Garantien und nur teilweise zinsgünstigen Krediten hatten die entwicklungspolitischen Maßnahmen in den 1950er Jahren primär den Zweck, die eigene Wirtschaft zu puschen und internationale Anerkennung zu erlangen. Die Funktion der Maßnahmen als Selbstzweck oder philanthropisches Unternehmen stand von staatlicher Seite nicht zur Debatte. Die westdeutschen Firmen konnten damit rechnen, dass sogar politischer Druck auf die Empfängerländer ausgeübt wurde, wenn es um eine internationale Auftragsvergabe ging.<sup>4</sup>

Auch in der politischen Öffentlichkeit wurde Indien als potentieller Handelsmarkt wahrgenommen.<sup>5</sup> Mit dem Bauvorhaben in Rourkela, das sowohl ein Stahlwerk als auch eine angrenzende Stadt umfasste, verdichteten sich Hoffnungen und Erwartungen von privatwirtschaftlicher und auch staatlicher Seite in der BRD, die sich in der massenmedial vermittelten politischen Öffentlichkeit spiegelten. Über westdeutsche Unternehmen sollte eine Verbesserung des internationalen Prestiges der BRD erlangt und der westdeutsche Staat als wirtschaftlich erfolgreich und zudem großzügig anerkannt werden. Unter den sog. Entwicklungsländern eilte der BRD, so Unger, der Ruf voraus, ein Land ohne koloniale Vergangenheit und höchst leistungsfähig zu sein. Diese Annahme förderte das Interesse für deutsche Produkte und Technologien.<sup>6</sup>

Bereits ab 1953 führte die indische Regierung Verhandlungen mit westdeutschen Top-Firmen über den Bau eines staatlichen Stahlwerks. In Indien gab es zu diesem Zeitpunkt schon das während der Kolonialzeit entstandene Tata-Werk in Jamshedpur. Neben westdeutschen Unternehmen waren wegen weiterer Stahlwerke auch Kontakte mit der Sowjetunion und britischen Unternehmen aufgenommen worden.<sup>7</sup> Ab Ende der 1950er Jahre rückte Rourkela stärker in die Wahrnehmung der westdeutschen medialen Akteure. Das Bauvorhaben der Unternehmensgruppe Krupp-Demag und vieler weiterer daran beteiligter Subunternehmen hatte sich zu „einem

---

<sup>4</sup> Vgl. Unger, *Export und Entwicklung*, S. 74.

<sup>5</sup> Völker, *Indien sucht viele Verbrauchsgüter*. In: *Die Zeit*, 4.2.1954.

<sup>6</sup> Unger, *Export und Entwicklung*, S. 77.

<sup>7</sup> Ein mit den USA geplanter Bau des vierten Stahlwerks in Bokaro Ende der 1950er Jahre zerplatze aufgrund des Unwillens weiter Teile der US-amerikanischen Bevölkerung, Steuergelder in ein sozialistisches Land zu investieren. Indien zog sein Angebot zurück, um die Zusammenarbeit mit den USA zu erhalten. Das Stahlwerk wurde schließlich von der Sowjetunion gebaut. Vgl. Unger, *Export und Entwicklung*, S. 81.

deutsch-indischen Problemkind“ entwickelt. Zwei der Ursachen lagen an einer in Indien, aber auch in der BRD konstruierten Ost-West-Konkurrenz mit dem ebenfalls im Bau befindlichen russischen Stahlwerk in Bhilai sowie an einem unreflektierten Übertragen der eigenen Kulturmuster. Im Februar 1959 konnte fast gleichzeitig in den staatlichen Werken in Rourkela und Bhilai die Produktion aufgenommen werden.<sup>8</sup> Mediale Beobachter wie der bereits erwähnte Schweizer Journalist Peter Schmid für die links-liberale Zeitschrift DER MONAT<sup>9</sup> und Hans Walter Berg mit seiner ersten Sendung im Rahmen der Serie „Gesichter Asiens“ trugen ihre Wahrnehmungen und Schlussfolgerungen zu diesem bis heute als Entwicklungsprojekt wahrgenommenen transnationalen Bauprojekt in die westdeutsche Öffentlichkeit. Schmid und Berg hielten sich zum Zeitpunkt des Beginns der Produktion in Rourkela auf.

Auch für den Schweizer Schmid war die Bundesrepublik über Unternehmen wie in Rourkela „in dem Wettkampf zwischen der freien und der kommunistischen Welt in hohem Maße der Exponent des Westens geworden“.<sup>10</sup> Schmid war seit 1947 als reisender Journalist unterwegs. Für ihn basierte der indische Weg von Entwicklung grundsätzlich auf falschen, vom Kommunismus beeinflussten Vorstellungen.

Die unselig oberflächlichen, der Fata Morgana eines durch äußere Zaubermittel fabrizierten Fortschritts verfallenden Politiker haben, obwohl sie beileibe keine Kommunisten, sondern brave Demo= [sic] und Plutokraten mit sozialistischem Anstrich sind, für ihre künftigen Pläne wiederum die Farben von der kommunistischen Palette gestohlen.<sup>11</sup>

Sie ließen für Schmid mit dem staatlich geförderten Bau von Stahlwerken den privaten Sektor Indiens und insbesondere die hohe Zahl der Arbeitslosen außer Acht.

Wie oft im Leben wäre zwischen beiden Extremen, zwischen Lenin und Gandhi, der goldene Mittelweg die beste Lösung gewesen: nämlich das Geld, das in die hastig aufgetürmten Stahlwerke gebuttert

---

<sup>8</sup> Zur indisch-russischen Wirtschaftskooperation vgl. Zeiler Offene Türen, S. 231.

<sup>9</sup> Herausgegeben durch den Kongress für europäische kulturelle Freiheit und heimlich finanziert durch die CIA.

<sup>10</sup> Schmid, Deutsche und Russen im Wettstreit. In: Der Monat 1959, S. 11.

<sup>11</sup> Schmid, Indien mit und ohne Wunder, S. 84.

worden ist, in eine produktive, mit Kleinmaschinen ausgerüstete Heimindustrie zu investieren.<sup>12</sup>

Schmids Sorge galt „einem Kommunismus durch die Hintertür“, durchgesetzt von „rötlich beschwipsten Kongreßpolitikern“.<sup>13</sup>

Der in der indischen Öffentlichkeit ausgetragene Vergleich der beiden Bauvorhaben in Rourkela und Bhilai, der zu Ungunsten der Deutschen ausfiel, war für Schmid aufgrund der Unterschiedlichkeit der beiden Stahlwerkskonstruktionen zusammen mit weiteren für das deutsche Vorhaben ungünstigen Faktoren nicht richtig. Dazu zählte die Zusammenarbeit mit der indischen Firma Hindustan Steels, deren Ingenieure laut Schmid weder Erfahrung noch Baumaschinen hatten – im Gegensatz zu den indischen Mitarbeitern der mit den Sowjets kooperierenden Firma Hindustan Constructions. Beim Materialtransport zur Baustelle sahen sich die westdeutschen Unternehmen sowohl aus der Sicht Schmids als auch in dem ein Jahr später folgenden Bericht des SPIEGEL als Opfer von Intrigen.

Zum Teil schieben die Deutschen die Transportschwierigkeiten aber auch den kommunistisch geführten Dockergewerkschaften in die Schuhe; diese sollen die deutschen Transporte sabotiert und dafür die Sowjets begünstigt haben, ganz abgesehen davon, daß diese einen Teil ihres Materials über den kleinen Hafen von Visakhapatam an der Ostküste leiten konnten, der durch Doppelgleise mit Bhilai verbunden ist.<sup>14</sup>

Und auch die russische Propaganda verunglimpfte die technischen Fertigkeiten westdeutscher Unternehmen. Schmid bestätigte allerdings die Wahrnehmung in der indischen Öffentlichkeit von den unsympathischen Deutschen, indem er eine hierarchische, auf kolonialen Denkmustern basierende Beziehung zwischen Deutschen und Indern beschrieb.

Man liebt sich nicht und heuchelt auch keine Liebe. Grobheiten beantwortet der gewaltlose Inder mit einem Lächeln, hinter dem er seine tieferen Gedanken verbirgt. Wenn ein Arbeiter in Rourkela einen Deutschen anspricht, liegt Hinterhältiges in seinem Blick. Und wenn

---

<sup>12</sup> Schmid, *Indien mit und ohne Wunder*, S. 82.

<sup>13</sup> Ebenda, S. 85.

<sup>14</sup> Schmid, *Deutsche und Russen im Wettstreit*. In: *Der Monat* 1959, S. 11.

der Deutsche ihm antwortet, sieht er über ihn hinweg, behandelt ihn, wenn er aufdringlich wird, wie Luft.<sup>15</sup>

Die Stimmung in Bhilai war für Schmid wesentlich entspannter.

Die Gereiztheit, die in der Luft von Rourkela liegt, fehlt in Bhilai völlig. Es ist zwar genauso ungastlich, vielleicht noch schlimmer, aber man fühlt sich als Besucher trotzdem wohler dort. Grund: die Russen sind guter Laune. Sie schimpfen zwar auch, aber über das Wetter und nicht über die Inder.<sup>16</sup>

Auch die unterschiedliche Behandlung der indischen und deutschen Gruppen, die sich in Rourkela, nicht aber in Bhilai in getrennten Krankenhäusern und Klubs zeigte, erregte den Unmut Schmid, der in diesem Zusammenhang auf eine fehlende Sensibilität von deutscher Seite verwies.

Die gute Laune, die Geduld und das Fehlen jeden Rassendünkels bei den Russen haben in Bhilai eine gänzlich andere Atmosphäre geschaffen als in Rourkela. Weil die Russen sich nicht herrisch gebärden, begegnen ihnen die Inder ohne jene Ranküne, die dem weißen Mann das Leben so unbehaglich machen kann; man hat den Eindruck einer echten herzlichen Kameradschaft.<sup>17</sup>

Aber Schmid nahm auch Überwachungsmaßnahmen, die private Annäherungen verhinderten, wahr. Das verdeckte Motiv der russischen Initiative in Bhilai aber schien für Schmid, der die kommunistische Ideologie fürchtete, auch Grund genug gewesen zu sein, die Deutschen in Rourkela doch in erträglichem Licht erscheinen zu lassen.

Plötzlich war mir schauernd zum Bewußtsein gekommen, daß hinter der lebenswürdigen Maske von Bhilai die Teufelsfratze eines Herrschaftsanspruchs verborgen liegt. Und da waren mir auf einmal die schimpfenden, rauhbeinigen, kolonialistischen Deutschen doch lieber.<sup>18</sup>

Die Wahrnehmung der indischen Gesellschaft selbst war auch bei Schmid äußerst negativ geprägt. Er kritisierte Moral und Hygiene der Inder, die ihre

---

<sup>15</sup> Schmid, Deutsche und Russen im Wettstreit. In: Der Monat 1959, S. 11.

<sup>16</sup> Ebenda.

<sup>17</sup> Ebenda.

<sup>18</sup> Ebenda.

Dienstleistungen beim Transport und im Haushalt anboten. Die sexuellen Übergriffe von Deutschen auf Inderinnen und Fälle von Prostitution verharmlosend, lobte Schmid die Maßnahme von Seiten der Russen, die Arbeiter zusammen mit ihren Familien nach Indien geholt zu haben.

Während Schmid sich auf die fast zeitgleich im Bau befindlichen Stahlwerke in Rourkela und Bhilai und die Reaktionen in der indischen Öffentlichkeit konzentrierte, griff Berg in seiner ersten Sendung das deutsch-indische Verhältnis auf. Er thematisierte die deutsch-russische Konkurrenz nur am Rande. Über eine grafische Animation verdeutlichte er die Schwierigkeiten der Materialanlieferung über die nur eingleisige Verbindung, die von Kalkutta über Rourkela bis Bhilai führte, und damit den Vorteil für die Russen, die eine weitere zweigleisige Verbindung von Visakhapatam allein für sich hatten. Das Hauptaugenmerk lenkte Berg durch drei Interviews mit deutschen und indischen Ingenieuren auf die deutsch-indische Zusammenarbeit vor Ort in Rourkela und auf die Bedeutung des Bauvorhabens für die indische Gesellschaft. Indem Berg eine aus seiner Sicht rückständige indigene indische Gesellschaft – die Adivasis – einer hinduistischen Gesellschaft, die sich zwischen Tradition und Moderne bewegte, gegenüberstellte, bewertete der Journalist und Filmemacher das Bauprojekt in Rourkela als Beitrag der Bundesrepublik für eine wirtschaftliche und soziale Veränderung in der Region mit Wirkungen auf ganz Indien. Die Wahrnehmung des Projekts als entwicklungspolitische Maßnahme, „Hilfe zur Selbsthilfe“ und moralische Verpflichtung verwischte die Wahrnehmung eines Auftrags, den der indische Staat über Kredite zu möglicherweise marktüblichen Konditionen finanzierte und den westdeutsche Unternehmen angenommen hatten, um Gewinne zu erzielen.

Deutsches Know-how gemischt mit Geschicklichkeit, Teamgeist und Gemütlichkeit ließen zusammen mit einer Portion „Fern von der Heimat“-Gefühl die Größe dieses Projekts, das Gefühl des „Wir sind wieder wer“ über die damit verbundenen Herausforderungen für die deutsche Belegschaft erahnen. Der exklusive deutsche Klub, ein Stein des Anstoßes auf indischer Seite, erschien als notwendiges Refugium für die Arbeiter und ihre Familien aufgrund der Strapazen des Alltags. Und auch die Vorwürfe zu sexuellen Übergriffen deutscher Arbeiter auf Inderinnen verharmloste Berg durch die Darstellung skatspielender „Junggesellen und Strohwitwer“ und einer unbekümmerten, sprich unzivilisierten weiblichen indigenen Bevölkerung, die erst lernen musste, ihre „Reize“ zu verstecken.

Anders als Schmid erklärte Berg in seinem Betrag aber auch die Bedeutung des mit westdeutscher Hilfe gebauten Stahlwerks im Kampf gegen eine konkrete kommunistische Bedrohung durch die Chinesen und eine unkonkrete Bedrohung durch die Armut in Indien selbst. Modernisierung, Bildung und Erhöhung des Lebensstandards konnten so auch durch das Stahlwerk die Gefahr für die eigene westdeutsche Gesellschaft reduzieren helfen.<sup>19</sup>

Auch in der ZEIT wurden 1959 die Entwicklungen beim Bau des Stahlwerks in Rourkela thematisiert. Bei dem Autor handelte es sich wahrscheinlich um den im Deutschen Fernsehen bekannten Journalisten Carl Weiß, der zu dieser Zeit als Nachfolger von Thilo Bode seinen Dienst als Presseattaché an der westdeutschen Botschaft in Neu-Delhi antrat. Eine negative Wahrnehmung der Bevölkerung rund um Alt-Rourkela zeichnete den Artikel von Weiß (geb. 1925) aus und erinnerte an die koloniale zivilisatorische Mission als „the white men’s burden“. „Man fährt hindurch und vorbei, sieht es und möchte es nicht riechen müssen, zupft sich das nasse Hemd von der Haut und spürt dabei, daß das Herz schon ganz hart geworden ist, weil es sich ständig aus Mitleid verkrampft.“<sup>20</sup> Er grenzte diese Wahrnehmungen von der Industrieanlage und der im Bau befindlichen Stadt Neu-Rourkela sowie seinen positiven Vorstellungen von einer modernen Welt auch für Indien ab. Ein selbstverständlicher Umgang mit sexuellen Anzügen gegenüber den indigenen Arbeiterinnen, eine Glorifizierung der deutsch-indischen Zusammenarbeit und eine rundweg positive Wahrnehmung der deutschen Mitarbeiter in Erwiderung auf Reaktionen in der indischen Presse ließen dennoch Platz für einen Hinweis auf die versäumte interkulturelle Vorarbeit.

Im Deutschen Klub mit dem großen Schwimmbassin sitzen die „Fitter“, die jungen Schlosser aus dem Kohlenpott, in der Badehose im Korbgestühl und spielen Skat. Ihre Firmen und die beteiligten Regierungen haben es leider unterlassen, sie darüber aufzuklären, wo sie sind. Vielleicht ist das auch zuviel verlangt. Man müßte hier so vieles begriffen haben, ehe man einiges versteht: den ganzen Götterhimmel und das Kastengeflecht, Klima und Geschichte, die alte Kolonialherrschaft und die junge Selbständigkeit.<sup>21</sup>

---

<sup>19</sup> Zum Stil Bergs siehe auch Weber, Transparenz visueller Repräsentationen.

<sup>20</sup> Weiß, In Rourkela rauchen schon die Schloten. In: Die Zeit, 6.11.1959.

<sup>21</sup> Ebenda.

Die SPIEGEL-Redaktion bewies mit einer Titel-Story, wie politisch sensibel und auch gesellschaftlich skandalträchtig sie das Thema „Rourkela“ in der westdeutschen Öffentlichkeit 1960 hielt. Die Redaktion betonte zum einen eine verhängnisvolle verweigernde Kommunikation der am Bau beteiligten Firmen und der Deutschen Botschaft in Indien, die der russischen Propaganda in die Arme spielte. Zum anderen hob sie eine nicht abreißende Kritik in der indischen Öffentlichkeit zu technischen Pannen und sozialen Übergriffen hervor. Die Redakteure versuchten den Problemen im Detail nachzugehen und verorteten die Ursachen auf deutscher Seite in mangelnder Kooperation und einer Mischung aus kultureller Tollpatschigkeit, Naivität und Überforderung sowie in der Konkurrenz mit Bhilai. Auf indischer Seite machte die Redaktion mangelnde Fachkompetenz und überzogene Vorstellungen für das Desaster verantwortlich. „Die bisherige Geschichte des deutschen Hüttenwerks Rourkela ist eine Kette solch kleiner, aber folgenschwerer Pannen, die nicht nur dem Ruf der beteiligten westdeutschen Firmen, sondern auch dem Prestige der Bundesrepublik in Indien schaden.“<sup>22</sup> Fast resignierend sah die SPIEGEL-Redaktion die Russen aus dem Wettrennen als Sieger hervorgehen.

Die produktionstechnischen Probleme in Rourkela wären nicht so schwerwiegend, wenn die Westdeutschen allein im indischen Dschungel ein Hüttenwerk bauten und es keine Vergleichsmöglichkeiten gäbe. Aber die Inder können Fortschritte und Leistungen der deutschen Firmen und Monteure leicht messen, wenn sie nach Bhilai – zum russischen Hüttenwerksprojekt – blicken. Hier demonstrieren die Sowjetmenschen, daß sie in der Lage sind, alle Schwierigkeiten zu überwinden und ein gleichgroßes Hüttenwerk zu errichten, dessen Produktion sofort auf vollen Touren läuft.<sup>23</sup>

Deshalb hatte aus Sicht der SPIEGEL-Redaktion auch bereits das sowjetische Unternehmenskonsortium den Zuschlag für den Ausbau des Hüttenwerks fast in der Tasche, oder wie der Titel es ausdrückte: „Die Russen waren schon auf dem Dach“. Das mangelnde kulturelle Einfühlungsvermögen wurde erst durch die Konkurrenz mit den Russen massiv in der indischen Öffentlichkeit wahrgenommen. Die Redaktion verwies insbesondere auf das Alkoholverbot und das Insistieren von deutscher Seite auf einer Ausnahmegenehmigung sowie auf den Bau des für Deutsche bestimmten Kranken-

---

<sup>22</sup> N.N., Russen auf dem Dach. In: Der Spiegel, 30.3.1960.

<sup>23</sup> Ebenda.

hauses und des Klubs. Die SPIEGEL-Redaktion rüttelte 1960 auch an der Prüderie und den Pseudomoralvorstellungen der eigenen Gesellschaft und einer vielleicht akzeptierten Unterlegenheit der indischen weiblichen Bevölkerung, indem sie das Fehlverhalten der Arbeiter vor Ort und dessen Ursachen aufdeckte.

Am meisten verwirrte die Deutschen in Rourkela, daß sie – für indische Verhältnisse – reiche Leute waren. Von ihren Arbeitgebern waren sie finanziell großzügig ausgestattet worden: Jeder Monteur bekommt eine tägliche Löhnung von 40 Rupien, sein Monatseinkommen – steuerfrei – liegt mithin bei 1200 Rupien. Die Monteure konnten sich einen großzügigen Lebensstil leisten. Eine Anzahl von ihnen engagierte sich eigene Dienerinnen – sogenannte „Ajas“ – zum Monatslohn von etwa 60 Rupien. (Ein Volksschullehrer in Indien erhält vom Staat ein Monatsgehalt von 45 Rupien). Aber sie benutzten ihre Ajas nicht – im Kauderwelsch der Eingeborenenersprache – „for drinking“, sondern „for bedding“ – als „Frauleins“. Sie verstießen damit schwer gegen die strengen indischen Gesetze wider die Prostitution.<sup>24</sup>

Indien wurde von der SPIEGEL-Redaktion als sich selbst überschätzender, aber zukünftig wichtiger Wirtschaftspartner in einer geänderten globalen sozialen Wirklichkeit wahrgenommen, dessen Position von deutscher Seite nicht angemessen akzeptiert wurde.

In Wirklichkeit bauen die Russen das Hüttenwerk genauso wie die Deutschen; in Wahrheit fungieren die Inder in Bhilai genauso wie in Rourkela als Hilfspersonal. Aber nach den Buchstaben des Bhilai-Vertrages gebührt aller Ruhm den Indern, nach dem Text des Rourkela-Vertrages aller Ruhm den Deutschen.<sup>25</sup>

Die Versäumnisse basierten, so die SPIEGEL-Redaktion, auf der Nichtbeachtung der anderen Kultur und zogen einen Bumerang-Effekt nach sich. Die Auswirkungen bei der Zusammenarbeit mit der unerfahrenen indischen Firma und deren Subunternehmen trafen letztendlich die schwächsten Glieder der Kette, die Arbeiterinnen. Die SPIEGEL-Redaktion stellte der deutschen Unfähigkeit eine indische Skrupellosigkeit und Ausbeutung der Frau gegenüber, die zudem das westdeutsche Image beschädigte.

---

<sup>24</sup> N.N., Russen auf dem Dach. In: Der Spiegel, 30.3.1960.

<sup>25</sup> Ebenda.

Eine Arbeiterin beförderte täglich rund eine Tonne Erde auf ihrem Kopf und erhielt als Lohn etwa eine Mark. Die indischen Arbeitgeber dieser Frauen kassierten von ihrem deutschen Auftraggeber jedoch etwa den doppelten Betrag; dadurch kamen die Deutschen in den Ruf, das Ausbeutertum indischer Unternehmer zu unterstützen. Hinzu kam, daß manche indischen Baufirmen ihren Arbeiterinnen drei Wochen lang keinen Lohn zahlten und mit dem ganzen Geld verschwanden. Dann zogen die betrogenen Frauen mit roten Fahnen demonstrierend durchs deutsche Hüttenwerk – für die kommunistischen Zeitungen Indiens ein Augenschmaus.<sup>26</sup>

Nach nicht endenden Pannen und Kritik in der indischen Presse an dem deutsch-indischen Großprojekt wurde fünf Monate vor dem Besuch von Bundespräsident Heinrich Lübke bereits im Juli 1962 von deutschen technischen Experten unter Führung des Bundeswirtschaftsministeriums ein Bericht veröffentlicht. Die diplomatischen Pannen, die zu einem Kreditangebot durch die Sowjetunion führten, waren bereits beim Besuch von Finanzminister Desai in der BRD 1960 überdeutlich geworden.<sup>27</sup> Für die Mängel, darunter auch die seit zwei Jahren versprochene Entsendung eines Betriebsteams, wurde auch auf direkten Wunsch von Bundeswirtschaftsminister Erhard die für Verwaltung und Betriebsführung zuständige staatliche indische Stahlgesellschaft Hindustan Steel Limited verantwortlich gemacht.<sup>28</sup>

Berg konzentrierte sich in seinem Artikel, der zeitnah dazu erschien, auf die Kritik an der westdeutschen Planung und Ausführung und auf einen aus seiner Sicht ungerechtfertigten Vergleich mit dem von der Sowjetunion gebauten Stahlwerk in Bhilai. Er versuchte zum einen das ramponierte Image der deutschen Industrie als führendes Land mit technischem Know-how wiederherzustellen und zum anderen an einem guten deutsch-indischen Verhältnis festzuhalten; er brachte das Problem auf den Punkt. „Die wirklich groben Fehler, die auf deutscher Seite begangen wurden, waren mehr psychologischer als technischer Art.“<sup>29</sup> Aber überraschenderweise konnte Berg diese Probleme, die sich zwischen Deutschen und Indern auftaten, in seinem Artikel, der 1962 erschien, ignorieren. Er konzentrierte sich auf die Fehler von indischer Seite, die für ihn bei der inkompetenten Betriebsfüh-

---

<sup>26</sup> N.N., Russen auf dem Dach. In: Der Spiegel, 30.3.1960.

<sup>27</sup> Vgl. Das Gupta, Handel, S. 235f.

<sup>28</sup> Ebenda, S. 257.

<sup>29</sup> Berg, Haben die Inder in Rourkela versagt. In: Die Zeit, 13.7.1962.

rung und weiteren strukturellen Problemen lagen. Konkret verwies Berg auf eine Überbürokratisierung – zu viele Personen in der Verwaltung, die zügige Entscheidungen verhinderten – mangelhaft ausgestattete Reparaturwerkstätten und schrottreife Transporteinrichtungen. Das alles schien schon bei der Projektausschreibung bekannt gewesen zu sein. „Es mag ein grundsätzlicher Planungsfehler gewesen sein, in Rourkela ein so hochgezüchtetes und weit- hin automatisiertes Werk zu errichten, für dessen einwandfreie Betriebsführung, wie sich inzwischen herausgestellt hat, bestimmte Voraussetzungen in Indien erst noch geschaffen werden müssen.“<sup>30</sup> Aber die westlichen bzw. westdeutschen Firmen hatten sich aus Sicht Bergs nur an eine der allen bekannten Spielregeln gehalten, nämlich, wenn möglich, jeden Auftrag zu bekommen. Es lag somit nicht in der Intention des Auftragnehmers, den Auftraggeber auf eigene „blinde Flecken“ hinzuweisen, oder in den Worten Bergs: „Aber die Inder selber haben bei den 1952/53 geführten Verhandlungen darauf bestanden, das modernste Hüttenwerk zu erhalten, und wahrscheinlich hätten die deutschen Firmen den Auftrag nicht bekommen, wären sie damals nicht auf die indischen Wünsche eingegangen.“<sup>31</sup> Die Reaktion der indischen Regierung beschrieb Berg in einem Festhalten an den grundsätzlichen Zielen der industriellen Entwicklung mit einer Modifikation der Mittel, die sich an den Vorgaben und der Kritik der westdeutschen Regierungsstellen orientierten. Das vermeintliche Wissen um den richtigen Weg führte in eine Unterlegenheit auf einem Spielfeld mit überlegenen Mitspielern, denen Berg dem Anschein gleichberechtigter Partner gab. „Es ist ein Beweis für das wachsende Vertrauen auf beiden Seiten, daß auch der Ausbau von Rourkela wiederum deutschen Firmen angeboten worden ist und von ihnen akzeptiert werden dürfte.“<sup>32</sup>

Anders als Berg griff noch 1961 anlässlich der Einweihung des Stahlwerks ein Autor (H.M.) in der ZEIT die von Berg als psychologisch bezeichneten Probleme auf und benannte gerade „diese Ungeschicklichkeiten“ der Deutschen. Der Autor verwies dabei auf Verdrängungsabsichten innerhalb der 1959 neugegründeten Gesellschaft für Entwicklungsländer<sup>33</sup> und auf die Notwendigkeit von PR-Maßnahmen als Reaktion auf begründete

---

<sup>30</sup> Berg, Haben die Inder in Rourkela versagt. In: Die Zeit, 13.7.1962.

<sup>31</sup> Ebenda.

<sup>32</sup> Ebenda.

<sup>33</sup> Diese Gesellschaft wurde 1973 in Deutsche Stiftung für Entwicklung (DSE) umbenannt. 2002 fusionierte dieser Teil der deutschen entwicklungspolitischen Institution mit der Carl-Duisburg-Gesellschaft als Internationale Weiterbildungs- und Entwicklungs GmbH (In-Went). 2011 wurde daraus die Gesellschaft für internationale Zusammenarbeit (GIZ).

sowjetische Propaganda und ihre Wirkung in der indischen Öffentlichkeit. Entwicklungspolitik war in seinen Augen mehr als wirtschaftliche Zusammenarbeit unter kolonialen Wahrnehmungsmustern. „Im wirtschaftlichen Wettkampf der Nationen in dem wichtigsten Entwicklungsland Asiens bleibt Rourkela der deutsche Modellfall, an dem sich das deutsche Entwicklungskonzept beweisen muss nicht nur wirtschaftlich, sondern auch menschlich und geistig.“<sup>34</sup>

Giselher Wirsing konzentrierte sich in der Juli-Ausgabe 1961 von INDO ASIA schwerpunktmäßig auf Rourkela. Bereits im Vorwort machte er deutlich, worum es ihm ging. „Dieses Heft erscheint zu einem Zeitpunkt, zu dem Entschlüsse über die Erweiterung des Hüttenwerks Rourkela gefaßt werden müssen.“<sup>35</sup> Wirsing setzte bei seiner Rechtfertigungs- und PR-Aktion auf die maßgebliche finanzielle deutsche Beteiligung an der Vergabe neuer Kredite durch das Aid India-Konsortium und auf die Kompetenz von an indischen Stellen bekannten Fachleuten über ihre eigenen Aufsätze in INDO ASIA. Alle Artikel inklusive des Vorwortes erschienen zudem in englischer Übersetzung.

Was war zwischen Mitte 1961 und Mitte 1962 passiert, dass es von einer in den Redaktionen wie dem SPIEGEL befürchteten Auftragsvergabe des Ausbaus in Rourkela an die Russen zum Stellen von Bedingungen für eine Auftragsannahme, wie Berg betonte, kommen konnte?

Bereits Ende 1961, ein halbes Jahr nach der feierlichen Einweihung des Stahlwerks, wurden weitere Fehler in der Planung deutlich.<sup>36</sup> Schuld daran war auch der Mangel an geeignetem westdeutschen Fachpersonal aufgrund der Vollbeschäftigung und den daraus resultierenden Konflikten mit indischen Arbeitern. Auch auf indischer Seite wanderten geeignete Führungskräfte in die USA aus, was zu ähnlichen Problemen führte.<sup>37</sup> Als Fazit aus dem Desaster in Rourkela wurde – basierend auf der Entwicklungs- und Modernisierungsidee – eine geänderte Planung und Umsetzung gezogen, die die wirtschaftliche und soziologische Struktur des Landes berücksichtigen sollte und die Idee der sozialen Entwicklung aufgriff. Soziale Entwicklung oder eher vage Modernisierung wurde von zeitgenössischen Soziologen als wechselseitige Interdependenz zwischen technologisch-wirtschaftlicher und

---

<sup>34</sup> H.M., Rourkela: Modellfall in Indien. Das Hüttenwerk im Dschungel. Ein Beispiel deutscher Entwicklungshilfe? In: Die Zeit, 31.3.1961.

<sup>35</sup> Wirsing, Vorwort. In: Indo Asia, 1961, S. 210.

<sup>36</sup> Huffschtmidt, Vom Dschungel an den Schraubstock. In: Die Zeit, 6.10.1961.

<sup>37</sup> Vgl. Das Gupta, Handel, S. 233. Vgl. zum Brain-Drain in den 1950er Jahren Stockhausen, Spur im Dschungel, S. 13–14.

sozialer Struktur präziser als sozio-ökonomische Entwicklung definiert und als bestimmend für den Wandlungsprozess von Gesellschaften angesehen.<sup>38</sup> Bernd Huffs Schmid berichtete in der ZEIT, was damit gemeint war: eine durch die eigene Gesellschaft geförderte Umsetzung des Modernisierungsgedankens.

In einer anderen von einer deutschen Großfirma errichteten Fabrik für Autozubehör hat es nach den Angaben eines leitenden deutschen Ingenieurs etwa 14 Tage gedauert, bevor die einheimischen Arbeitskräfte – junge Burschen, die bisher im Dschungel gelebt hatten – die unterschiedlichen Funktionen von Hammer und Zange begriffen hatten. Die jungen Inder hatten, so wird weiter berichtet, nach der ersten Eingewöhnungszeit eine Arbeitsleistung erreicht, die etwa dem dritten Teil der Arbeitsleistung eines deutschen Arbeiters entsprach. Nach zwei Jahren ist dieses Verhältnis bereits auf 1:1,9 gesunken. „Wir werden diese Fabrik nicht eher verlassen“, sagte der deutsche Ingenieur, „bis unsere indischen Kollegen uns in der Arbeitsleistung eingeholt haben, selbst wenn das noch weitere zwei Jahre dauert.“ Dieses Beispiel zeigt, daß deutsche Firmen sich ihrer Verantwortung in den Entwicklungsländern besonders bei der Errichtung von Großanlagen voll bewußt sind.<sup>39</sup>

Neben einem von beiden Seiten akzeptierten Mangel „eines modernen Bewusstseins“ in der indischen Bevölkerung wurde Ende der 1950er Jahre deutlich, dass Indien seinen finanziellen Verpflichtungen gegenüber seinen internationalen Gläubigern nicht nachkommen konnte. Die Umsetzung des dritten Fünf-Jahres-Plans schien ohne internationale Unterstützung nicht möglich. Das rasante Anwachsen der Bevölkerung verdeutlichte die 1961 durchgeführte Volkszählung und schürte damit weitere Befürchtungen, Indien als Wirtschaftspartner und möglichen politischen Verbündeten verlieren zu können, und mehr noch: dem politischen Gegner in die Hand zu spielen.

Das 1958 gegründete Aid India-Konsortium sollte die gegenseitigen Interessen schützen. Wurde Nehru zu dieser Zeit noch als bedeutender, fast gleichberechtigter Politiker und Mittler zwischen den politischen Blöcken

---

<sup>38</sup> Vgl. Kratochwil, *Modernisierung*, S. 41 und 44f. Auch 1973 wurde im Zusammenhang mit Rourkela vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit auf „die erheblichen Unzulänglichkeiten bei Führungskräften und Arbeitern“ verwiesen. Siehe die Anmerkungen von Langenbein vom 7.11.1973. 101-K 2032 Indien-439/73 Bundesarchiv B213-6789.

<sup>39</sup> Huffs Schmid, *Vom Dschungel an den Schraubstock*. In: *Die Zeit*, 6.10.1961.

im In- und Ausland wahrgenommen, so schien es auf dem Spielfeld der Entwicklung anders zu sein. Nehru, der sonderbaren Mischung aus Politiker und Bettler, musste aus Sicht des indischen Karikaturisten R. K. Laxman (1921–2015) auch von den unwilligen Deutschen und einem besonders den Indern gegenüber negativ eingestellten Bundeskanzler geholfen werden.<sup>40</sup> Er griff in seiner Karikatur (Abb. 10) das Bild des geizigen Deutschen auf, das durch die Pressekampagne der USA auch in die indische Öffentlichkeit getragen worden war. Bundeskanzler Adenauer und Wirtschaftsminister Erhard waren so auch Teil einer in Indien geführten Debatte geworden. Der Karikaturist stellte das globale Nord-Süd-Ungleichgewicht – konzentriert auf die indischen Verhältnisse – reduziert auf eine wirtschaftliche und nicht zivilisatorische Verpflichtung der potenten Geberländer dar. Die Darstellung des indischen Ministerpräsidenten als vermeintlichen Bettler weckte in den westlichen eher leistungsorientierten Gesellschaften negative Assoziationen und implizierte eine gewisse eigene Entscheidungsfreiheit. Laxman aber koppelte die Verpflichtung der BRD gegenüber Indien an einen anderen gesellschaftlichen normativen Wert. Die Verweigerungshaltung der Bundesregierung gegenüber einem in der Gesellschaft respektierten Sadhu<sup>41</sup> – mit uneigennützigem Interessen – wog so aus indischer Sicht um so schwerer.

Erst nachdem die Bundesregierung den Wünschen der US-Regierung zur Beteiligung am Aid India-Fonds entsprochen hatte, konnte Bonn auch öffentlich gegen die rufzerstörende Pressekampagne in Zeiten der sich zuspitzenden deutsch-deutschen Konkurrenz vorgehen.<sup>42</sup>

Die westlichen Exportnationen reagierten so auf eine mögliche Gefährdung des profitablen indischen Absatzmarktes und damit mutmaßlich günstigen Einflussmöglichkeiten der Sowjetunion. In der Folge wurden bis 1962 zinsgünstige Kredite vergeben, die wie im Falle der USA auch Lieferbindungen enthielten und größtenteils durch Vergabe an indische Unternehmen den privaten Sektor stärken sollten.<sup>43</sup> Neben der internationalen finanziellen Beteiligung des westdeutschen Staates wurde auch bilateral versucht, eigene Unternehmen bei internationaler Konkurrenz zu unterstützen. Trotzdem konnten nicht immer die gewünschten Projekte realisiert werden.

---

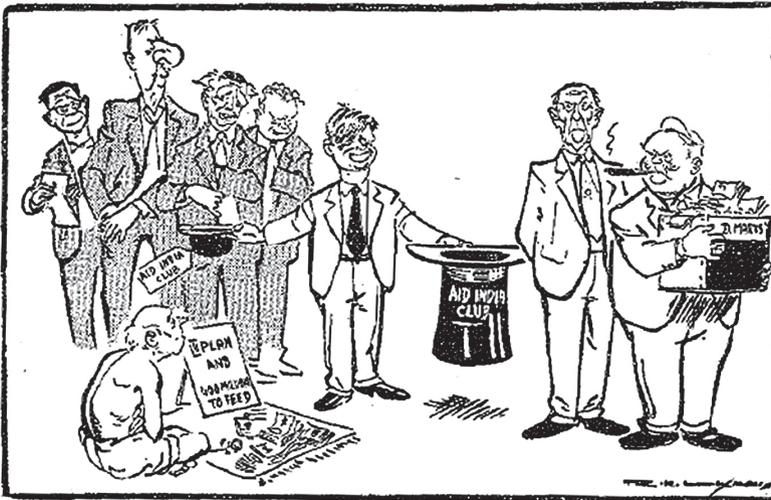
<sup>40</sup> Zu Adenauers Einstellung vgl. Das Gupta, Handel, S. 238.

<sup>41</sup> Asketisch lebende Person hinduistischen Glaubens.

<sup>42</sup> Das Gupta, Handel, S. 241.

<sup>43</sup> Vgl. Unger, Export und Entwicklung, S. 79.

## PASSING THE HAT AROUND



„Times of India“ zur Hilfe für Indien.

Abb. 10 aus: Indo Asia, Heft 3 Juli 1961, S. 223, Karikaturist R. K. Laxman, © Rechtsinhaber konnte nicht ermittelt werden.

Die Entscheidung der indischen Regierung unter Nehru, die portugiesische Exklave Goa militärisch anzugreifen, führte auf politischer und wirtschaftlicher Ebene dazu, dass Indien bei den westlichen Nationen Ende 1961 plötzlich isoliert war und auch weitere Zahlungen aus dem Aid India-Fonds in Frage gestellt wurden. Die BRD war nun zu einem wichtigen Zünglein an der Waage geworden. Im Falle der Frage zur weiteren Auftragsvergabe in Rourkela konnte auch eine von Peter Schmid veröffentlichte verbale Entgleisung die Deutschen nicht mehr aus dem Rennen werfen. Die Propagandisten der DDR waren in dem Buch von Schmid auf die Äußerung eines am Bau beteiligten Handwerkers mit Meisterqualifikation gestoßen, der den Indern ein ähnliches Schicksal wie den Juden im Zweiten Weltkrieg wünschte. Der Artikel in der Zeitschrift DER MONAT wurde dem Buch von Schmid entnommen und um diese Äußerung gekürzt. Die Relativierung durch Voigt als „angeblicher Ausspruch“ müsste letztendlich für alle von Schmid in sei-

nem Buch zitierten Aussagen gelten und unterstellt Schmid eine mögliche Intention.<sup>44</sup>

Gerd Leczcynski, der Mann der FRANKFURTER ALLGEMEINEN ZEITUNG in Indien, beschrieb die Reaktionen in der indischen Öffentlichkeit auf den Bericht des Solven-Ausschusses 1962 – ungefähr ein Jahr vor seinem Tod – kurz und bündig als indische Selbstkritik. Die Probleme in Rourkela verursachten aus Sicht des Journalisten überforderte einheimische Personen besonders bei der Weiterführung des Großbetriebes. Einer Überbesetzung in der Verwaltung stand ein Mangel an Fachkräften gegenüber. Befürchtungen zur Wirtschaftlichkeit der Stahlproduktion standen im Vordergrund. Leczcynski berief sich bei seinem negativen Urteil auch auf den indischen Korrespondenten der TIMES OF INDIA in Bonn. Die Übertragung von Exekutivvollmachten an deutsche Rourkela-Fachleute nach dem Beispiel in Bhilai wurde auch von der Redaktion der politischen Wochenzeitschrift THOUGHT als Lösung für die unzureichende Kapazitätsausnutzung in Rourkela gesehen.<sup>45</sup>

Schließlich erhielten westdeutsche Unternehmen doch den Zuschlag für den Ausbau des Stahlwerks – trotz des russischen Gegenangebots. Bundespräsident Lübke konnte sogar bei seinem Besuch des Stahlwerks Ende 1962 dem anwesenden Journalisten Klaus Natorp von der DEUTSCHEN ZEITUNG die Bedingungen für die weitere Zusammenarbeit, deren Kredite als Hilfe gesehen wurden, diktieren.

Vor dem deutschen Klub deutete der Bundespräsident an, daß die Kapazität des Werkes mit deutscher Hilfe von 1,2 auf 1,8 Millionen Tonnen jährlich erhöht werden soll. Für den Ausbau stünden 450 Millionen DM zur Verfügung, wenn Indien drei deutsche Bedingungen erfülle: 1. Bessere Versorgung mit Transportmitteln, 2. Beschaffung ausreichender Ersatzteile, 3. Änderung in der Leitung des Unternehmens.<sup>46</sup>

---

<sup>44</sup> Vgl. Voigt, Die Indienpolitik der DDR, S. 216.

<sup>45</sup> Vgl. Leczcynski, Das Sorgenkind Rourkela. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 2.7.1962.

<sup>46</sup> Natorp, Lübke verspricht Hilfe für Rourkela. In: Deutsche Zeitung, 8.12.1962.



Abb. 11: Klaus Natorp rechts hinter Bundespräsident Lübke im Stahlwerk Rourkela, November 1962. Quelle: Zeitschriftenarchiv Dortmund, Nachlass Klaus Natorp.

Mitte der 1960er Jahre konnte die SPIEGEL-Redaktion alle Zweifel an der deutschen Leistungsfähigkeit im Wettstreit mit dem Systemgegner ausräumen. Zwischenmenschliche Probleme wurden von deutscher Hand gelöst, für den Rest waren die russenfreundlichen Inder selbst verantwortlich.

In Wahrheit hatte Rourkela 29,4 Millionen Mark Gewinn erwirtschaftet – viermal soviel wie angegeben. Um den Sieg der Deutschen nicht allzu deutlich werden zu lassen, hatte die „Hindustan Steel Limited“ die Zahlen frisiert. Sie ließ die Gewinne des deutschen Stahlwerks mit dem Verlust einer Düngemittelfabrik verrechnen, die – obwohl wirtschaftlich selbständig – ebenfalls in Rourkela arbeitet.<sup>47</sup>

Und auch Immanuel Birnbaum machte bei seinem Aufenthalt in Indien Anfang 1967 einen Abstecher nach Rourkela, um für mögliche weitere Ausbaupläne westdeutsche Investoren zu begeistern. „Rourkela hat ein paar Krisen durchgemacht, hat sie aber erfolgreich überwunden.“<sup>48</sup> So fasste Birnbaum die schwierige Zeit ab Ende der 1950er Jahre knapp zusammen.

<sup>47</sup> N.N., Sieg der Deutschen. In: Der Spiegel, 10.1.1966.

<sup>48</sup> Birnbaum, Rourkela stärkt deutsches Prestige. In: Süddeutsche Zeitung, 13.1.1967.

Den Problemen, die aus einem eher planwirtschaftlichen Konzept entstanden, stellte er die Qualität der Erzeugnisse auf internationalem Niveau und eine gewissenhafte Verwendung für die Modernisierung der Landwirtschaft gegenüber. Rourkela schien aus seiner Sicht möglicherweise belastet mit „einem prestigeseuchtigen Ehrgeiz der politischen Elite“. <sup>49</sup> Das moderne Bewusstsein war aber – sichtbar an den indischen qualifizierten Fachkräften – in Indien angekommen. Das gute Verhältnis zwischen der Arbeitgeberseite und den Gewerkschaften vor Ort und eine positive Sicht auf die Deutschen rundeten die PR-Maßnahme ab. Es fehlte nur noch der Verweis auf den kommunistischen Feind. „Die Gewinne, die hier bei vernünftiger Investierung winken, sind auch moralischer und politischer Art.“ <sup>50</sup>

Dem Wunsch vieler Regierungen in den sog. Entwicklungsländern nach Anschluss an die Industrieländer – die aber auch gleichzeitig für den Aufbau der Anlagen und die Förderung von Rohstoffen vor Ort zuständig waren und die Möglichkeit sahen, gute Geschäfte machen zu können – stand eine Skepsis in Westdeutschland vor einer wachsenden „hausgemachten“ Konkurrenz entgegen. Sie manifestierte sich in Forderungen nach einem Aufbau von infrastrukturellen Maßnahmen im Straßenbau, Transport und Gesundheitswesen durch die Regierungen selbst. Die Mehrheit der Presse versuchte demnach, die eigene Regierung für die weitere Vergabe von Krediten zu überzeugen. <sup>51</sup> Aber auch Befürchtungen traten zu Tage, den neuen Absatzmarkt Asien verlieren zu können. <sup>52</sup> Die Konkurrenz der westdeutschen Unternehmen auf internationaler und nationaler Ebene wurde dazu noch um die Dimension der Ost-West-Konkurrenz ergänzt. In den 1950er Jahren wurde der Weg, den die indische Regierung mit einer global akzeptierten Entwicklung einschlug, hinsichtlich einer zu starken Ausrichtung am sowjetischen Vorbild kritisch beäugt, die soziale Struktur basierend auf religiösen Grundsätzen wurde mit Blick auf das eigene moderne Bewusstsein ebenfalls kritisch, aber teilweise auch offen wahrgenommen.

Rourkela verdeutlichte die Schwierigkeiten einer auf politischer und gesellschaftlicher Ebene akzeptierten Wahrnehmung von Entwicklung, dem Meta-Code, und einer Umsetzung in den ehemaligen Kolonien durch die Westdeutschen, die sich nicht der Notwendigkeit einer Akzeptanz und An-

---

<sup>49</sup> Birnbaum, Rourkela stärkt deutsches Prestige. In: Süddeutsche Zeitung, 13.1.1967.

<sup>50</sup> Ebenda.

<sup>51</sup> Vgl. hierzu Henle, Keine Angst vor neuen Konkurrenten. In: Die Zeit, 4.11.1960.

<sup>52</sup> Eine andere Vorgehensweise bei der Kunden-Akquise aufgrund der planwirtschaftlichen Konzepte macht N.N., Neue Kundenwerbung. In: Die Zeit, 19.8.1960.

passung an andere kulturelle Normen verpflichtet sahen, dem Problem des Kultur-Codes.<sup>53</sup> Durch das Dilemma, in das sich die indische Regierung durch die eigenen wirtschaftlichen und politischen Zielsetzungen gebracht hatte, konnten die technischen und sozialen Probleme zwischen Indern und Deutschen als Minderwertigkeit der indischen Gesellschaft in der westdeutschen Öffentlichkeit doch ignoriert werden. Das Entwicklungsmuster setzte so letztlich alte koloniale Muster fort.

## 3.2 Indien nach Goa

Rourkela und Goa bewirkten in der öffentlichen Wahrnehmung – transportiert über die Medien – einen Bedeutungsverlust von Indien. Eine grundsätzliche Abneigung gegen eine finanzielle Unterstützung der ehemaligen Kolonien in Asien und Afrika ab Anfang der 1960er Jahre war gepaart mit einer zunehmenden Identifikation mit der BRD über eine politische und wirtschaftliche Stabilisierung. Indien aber verlor immer weiter die positive Wahrnehmung, die das Land, seine Regierung und seine Gesellschaft noch Anfang und Mitte der 1950er Jahre in der medialen Öffentlichkeit besaßen.

Pakistan hatte in diesem Zeitraum nicht annähernd die mediale Aufmerksamkeit wie Indien, da der Staat im Vergleich zu Indien bis zur Machtübernahme durch Ayub Khan 1958 als politisch instabil angesehen wurde.<sup>54</sup> Nach Goa konnte Pakistan, das bis dahin fast bedeutungslos gewesen war, ein wenig mehr Aufmerksamkeit in der westdeutschen Öffentlichkeit erlangen. Allerdings gab es in Pakistan dank der gegenseitigen Sympathien westdeutscher und pakistanischer Politiker und auch aufgrund einer eindeutigen Haltung der pakistanischen Führung für das westliche Bündnis Investitionsmöglichkeiten, die Waffenlieferungen betrafen und 1962 u.a. zum Bau einer deutschen Panzerrakete für Pakistan führten.<sup>55</sup> Das 1960 durch US-amerikanische Initiative ins Leben gerufene Pakistan-Konsortium sollte auch für westdeutsche Unternehmen Aufträge bringen. Diese Hoffnung erfüllte sich beim Bau des 1967 eingeweihten Manga-Staudamms aber nicht in

---

<sup>53</sup> Vgl. das Beispiel bei Rottenburg, Weit hergeholte Fakten, S. 6f.

<sup>54</sup> Auch die Bundesregierung hielt schon mit Blick auf die deutsch-indischen Beziehungen eigene Meldungen zurück. Das Gupta, Handel, S. 182.

<sup>55</sup> Das Gupta, Handel, S. 182.

dem erhofften Maße, da sich US-amerikanische Firmen dank „Strippenzieherei“ die Aufträge sichern konnten.<sup>56</sup>

Nehru, der verehrte, aber auch unangenehme „Superstar“ mit weltpolitischer Bedeutung, verlor in der öffentlichen Wahrnehmung endgültig seinen Platz als kulturelles Vorbild. Indien war nach Goa im Westen politisch isoliert. Die Finanzhilfe des Aid India-Konsortiums konnte dennoch durch den Beitritt weiterer Länder aufrechterhalten werden. Somit hatten sich die Befürworter einer indienfreundlichen Politik durchgesetzt.<sup>57</sup>

Die weltpolitische Bedeutung Indiens endete 1962, ein Jahr später. Bernd Bruns (1935–2016) war u.a. für das *HANDELSBLATT* und die *ZEIT* als Karikaturist tätig und erklärte Ende 1962 für die *DEUTSCHE ZEITUNG* die Ereignisse um den indisch-chinesischen Grenzkrieg mit Blick auf Nehru (Abb. 12).

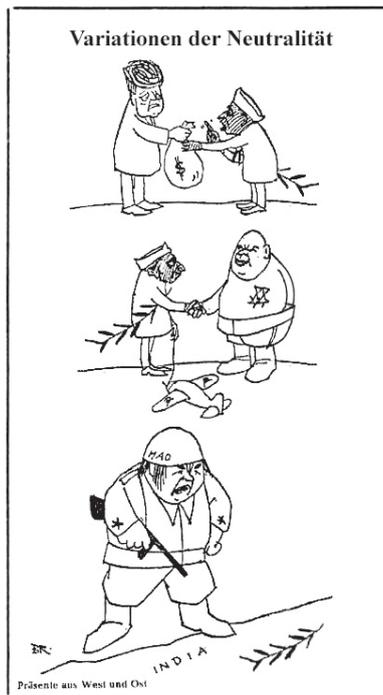


Abb. 12 aus: vgl. *Deutsche Zeitung*, 12.11.1962, Karikaturist Bernd Bruns, © Bernd Bruns 2015

<sup>56</sup> Das Gupta, *Handel*, S. 266, siehe auch N.N., *Unter Satelliten*. In: *Der Spiegel*, 17.1.1968. Zur medialen Sicht auf den Mangla-Staudamm siehe auch Kap. 4.6.

<sup>57</sup> Ebenda, S. 259.

Indiens weltpolitische Bedeutung spiegelte sich noch einmal im Interesse des Karikaturisten für Nehru. Der Kauf der russischen MIG-Jäger durch Indien wurde, wie die *TIMES OF INDIA* richtig feststellte, negativ in der westdeutschen Presse wahrgenommen.<sup>58</sup> Das angespannte Verhältnis zwischen Kennedy und Nehru, mit dem Willen Kennedys, Indien als Bündnispartner zu gewinnen, resultierte aus Sicht von Bruns trotz der finanziellen Hilfe im Besonderen von Seiten der USA vor allem bei Nehru aus den von ihm nicht gebilligten Waffenlieferungen an Pakistan.

Die Aggression der chinesischen Führung war so Zeichen der Unwilligkeit, sich den Vorstellungen Nehrus unter dem Deckmantel der friedlichen Ko-Existenz zu beugen, und machte Nehrus Fehleinschätzung und Scheinmoral deutlich. Der militärische Übergriff Ende 1962 an Indiens Grenzen im Norden – für Indien selbst und auch für westliche Beobachter trotz der deutlichen Spannungen im Schatten des Goa-Konflikts seit 1961 überraschend<sup>59</sup> – trat so das, auch von Bruns, als falsch erachtete außenpolitische Konzept Nehrus mit Füßen. Dadurch wurde zudem die befürchtete militärische Schwäche Indiens deutlich.<sup>60</sup> Zu diesem Zeitpunkt waren die weiteren Absichten Chinas noch nicht abzusehen und die Gefahr einer Ausweitung des Konfliktes schien gegeben. Auch über eine mögliche Einmischung der anderen Großmächte und deren Konsequenzen für den südasiatischen Raum waren nur Spekulationen im Umlauf. Natorp berichtete auf der ersten Seite in einem Artikel der *DEUTSCHEN ZEITUNG* über mögliche Kräfteverschiebungen und die Gefahr einer Annäherung der UdSSR an China durch eine zu starke Unterstützung Indiens durch die USA.<sup>61</sup> Nach der Besetzung der ehemaligen portugiesischen Kolonie 1961 geriet die indische Regierung so abermals in die Kritik der westdeutschen Presse. Auch zur Rechtslage im Grenzkonflikt tendierten Stimmen westdeutscher Politiker und Journalisten überraschenderweise zu China. Außer Pochhammer sah nur Melchers die Berechtigung auf indischer Seite. Die Haltung von Teilen der Presse für Indien gründete sich weiterhin auf die Hoffnung einer außenpolitischen Änderung.<sup>62</sup>

---

<sup>58</sup> *Times of India*, 22.8.1962 zit. nach Lohmann, Deutschland in der englischsprachigen Presse Indiens, S. 88.

<sup>59</sup> N.N., China droht Indien mit Einmarsch. In: *Süddeutsche Zeitung*, 6.12.1961. N.N., Nehru warnt Portugal und Peking. In: *Süddeutsche Zeitung*, 8.12.1961.

<sup>60</sup> Vgl. N.N., Nehru muß Vorwürfe hören. In: *Süddeutsche Zeitung*, 5.12.1961.

<sup>61</sup> Natorp, Indien wacht auf. In: *Deutsche Zeitung*, 4.12.1962. Siehe auch Das Gupta, Handel, S. 283.

<sup>62</sup> Vgl. Das Gupta, Handel, S. 284.

Dönhoff stellte zeitnah das Ereignis um Goa und den indisch-chinesischen Konflikt in eine Beurteilung der globalpolitischen Bedeutung der neutralen Staaten. Die Atomwaffenversuche der Russen und die Weigerung der Neutralen, sich bei der Deutschen Frage in den Kalten Krieg hineinziehen zu lassen, symbolisierten allerdings auch für Dönhoff das Ende einer starken internationalen Position der ehemaligen Kolonien. „Die Zeit, da West und Ost wie gebannt auf die Neutralen starrten, ist mindestens vorübergehend vorbei.“<sup>63</sup> Sie wehrte sich aber gegen eine Wahrnehmung Nehrus als moralisierenden Idealisten bei gleichzeitiger Verdrängung der Person des Realpolitikers und seines Strebens nach Macht. Sie griff damit die unterschiedlichen Positionen in der westdeutschen Öffentlichkeit und im Auswärtigen Amt von den Visionen, Zielen und Methoden Nehrus seit Mitte der 1950er Jahre auf.<sup>64</sup> Dönhoff sah Nehru als Erzieher und wahren Erben Gandhis, sie grenzte sich von der Wahrnehmung in politischen Kreisen ab. Im Zusammenhang mit seiner politischen Machtlosigkeit wurde Nehru als Träumer und geschickter Manipulator gesehen. Sowohl das Auswärtige Amt als auch Berg sahen hinter der moralischen Fassade den skrupellosen Machtpolitiker.<sup>65</sup> Für Dönhoff nahm das Konzept der friedlichen Konfliktlösung statt einer Politik der Stärke einen hohen Stellenwert ein. Die ungewöhnliche Überwindung von Kolonialherrschaft als ausgeprägter Form einer Gewaltherrschaft, die Dönhoff selbst hatte erleben müssen, war aus ihrer Sicht eine Erfahrung, die die eigene Gesellschaft respektieren sollte:

Es gibt Leute im Westen, die dies mit einer gewissen Schadenfreude registrieren: „Wir haben es ja immer gesagt!“ Und viele gibt es, die es dem, wie sie sagen, „moralisierenden Besserwisser“ Nehru gönnen, daß er jetzt für seine angebliche Arroganz gestraft wird. Sie alle, die so sprechen, machen sich nicht klar, dass Nehrus politische Erfahrungen den europäischen diametral entgegengesetzt sind, denn er hat ja das ausgedehnteste Weltreich, das es je auf diesem Erdball gab, nicht mit Waffen mürbe gemacht, sondern mit Gewaltlosigkeit. Wir haben nur eine vage Vorstellung von den Lehren Gandhis, aber für

---

<sup>63</sup> Dönhoff, Neutrale – schlecht im Kurs. In: Die Zeit, 29.12.1961.

<sup>64</sup> Vgl. Das Gupta, Handel, S. 139.

<sup>65</sup> Ebenda, S. 139 sowie Berg, Indien – Traum und Wirklichkeit, S. 61.

die Inder waren sie das Fundament ihrer Politik, Ethik und Philosophie. Gewaltlosigkeit gegen Gewalt.<sup>66</sup>

Aber auch für Dönhoff stellte unhinterfragt die englische Kolonialherrschaft die Voraussetzung der nationalen Integrität Indiens, die sie sich sicherlich auch für Deutschland wieder wünschte, dar.

Ich habe Nehru einmal gefragt, was eigentlich Indien, das doch weder eine gemeinsame Geschichte noch eine gemeinsame Sprache und Religion besitzt, drei Faktoren, die wir Europäer im allgemeinen gewohnt seien, als Voraussetzung staatlicher Einheit anzusehen, was also Indien zu einer Einheit zusammenschmiedet hat. Seine Antwort: drei Dinge, der Hinduismus, nicht als Religion, aber als Sitte, die englische Administration und schließlich die gegen sie gerichtete Gandhibewegung.<sup>67</sup>

Da sie sich in der Minorität mit ihrer Sichtweise fühlte, führte sie als letztes zugkräftiges Argument für eine westliche Unterstützung Indiens das eigene nationale Interesse und die kommunistische Bedrohung an.

Wir, gerade eben der drohenden Katastrophe entronnen, verschwenden kaum noch einen Gedanken daran, dass Indien derzeit das Opfer einer Aggression ist. Dabei kommt jetzt alles darauf an, den Indern mit allen Mitteln zu helfen, wenn nicht aus anderen, dann wenigstens aus egoistischen Gründen.<sup>68</sup>

Die Kuba-Krise im Oktober 1962 bewirkte eine veränderte Wahrnehmung der globalen politischen Verhältnisse mit der Befürchtung eines möglichen Dritten Weltkrieges im Zentrum Europas.<sup>69</sup> Nach dem Ende der Kuba-Krise, die es Chruschtschow davor im fast zeitgleich begonnenen indisch-chinesischen Grenzkonflikt nicht ermöglichte, auch noch eine Konfrontati-

---

<sup>66</sup> Dönhoff, Gandhis Erbe und Maos Dolch. In: Die Zeit, 2.11.1962.

<sup>67</sup> Ebenda.

<sup>68</sup> Ebenda.

<sup>69</sup> Berlin stand in den Medien weit mehr im Fokus als Kuba, da für den Winter ein Vorstoß Chruschtschows befürchtet wurde. Das Eskalationspotential in Kuba wurde zu diesem Zeitpunkt unterschätzt. Die Krise wurde, so Lier, als mögliche Atempause oder sogar Wende im Kalten Krieg gesehen. Vgl. Lier, Die Kuba-Krise 1962, S. 222. Die ab 1965 getroffenen Maßnahmen durch den bundesweiten Ausbau der zivilen Luftschutzbunker lassen allerdings eher die Vermutung einer Steigerung der Furcht vor einer weiteren Eskalation zu.

on mit China zu wagen, wurde ein Abrücken „der beiden kommunistischen Brüder“ deutlich.

Auch die SPIEGEL-Redaktion konzentrierte sich auf das möglicherweise angespannte chinesisch-sowjetische Verhältnis und das Ringen um Verbündete unter den Regierungen Asiens, Afrikas und Lateinamerikas.<sup>70</sup> Sie revidierte ihre Wahrnehmung, dass sich die UdSSR auf die Seite Pekings geschlagen habe. Die Lieferung moderner Düsenjäger vom Typ MIC-21, die nach der Eskalation des indisch-chinesischen Konflikts auf Eis gelegt worden war, sollte, so berichtete der SPIEGEL im Dezember 1962, doch erfolgen.<sup>71</sup> Hinter dem Rückzug und der Verhandlungsbereitschaft der Chinesen vermutete die SPIEGEL-Redaktion pragmatische und strategische Überlegungen aufgrund der schwierigen geographischen Lage und der schnellen Reaktionen auf Seiten Großbritanniens und der USA und eines möglichen russisch-chinesischen Konflikts, der sich negativ auf die Versorgung mit Treibstoff hätte auswirken können. Das Erreichte war aus Sicht der Redaktion trotzdem zufriedenstellend und geplant für Mao.<sup>72</sup>

Bereits Mitte 1962 erregte der Kauf von sowjetischen Militärflugzeugen durch Indien und die darauf erfolgte Parteinahme der USA für Pakistan im Sicherheitsrat zur Kaschmir-Frage die indische Presse. Berg bezog zu diesem Zeitpunkt kritisch Stellung gegenüber der indischen Presse und artikuliert nun öffentlich die Bedeutung westlicher und eigener nationaler Interessen.

In den meisten Kommentaren ist von einer Missachtung lebenswichtiger indischer Interessen die Rede, aber niemand stellt hier anscheinend die Überlegung an, dass auch der Westen Interessen zu verteidigen hat, die von allen Partnern nicht nur von den verbündeten Nationen, sondern auch von denen, die nur Hilfe empfangen, ein gewisses Maß an Rücksichtnahme verlangen.<sup>73</sup>

Die Parteinahme der Sowjetunion für Indien im Konflikt mit China signalisierte aus Sicht Bergs die Erfolglosigkeit der bündnisfreien Politik.<sup>74</sup> Auch seine Beurteilung des neuen Verteidigungsministers Chavan, der Krishna

---

<sup>70</sup> N.N., Geld und Bonbons. In: Der Spiegel, 26.6.1963; N.N., Ostwind-Westwind. In: Der Spiegel, 3.4.1963; N.N., Rote Alraune. In: Der Spiegel, 14.8.1963.

<sup>71</sup> N.N., Achsenbruch. In: Der Spiegel, 12.12.1962.

<sup>72</sup> N.N., Bajonett und Ölweig. In: Der Spiegel, 5.12.1962.

<sup>73</sup> Berg, Verfeindet mit den Nachbarn. In: Die Zeit, 6.7.1962.

<sup>74</sup> Berg, Bittere Erkenntnis in Neu-Delhi. In: Die Zeit, 2.11.1962.

Menon ablöst hatte, konzentrierte sich auf eine Neuausrichtung der indischen Außenpolitik.<sup>75</sup>

Die Berichterstattung zu Südasien konzentrierte sich nach der dem Konflikt mit Portugal um Goa und dem indisch-chinesischen Grenzkonflikt vermehrt auf innenpolitische und regionale Krisen.<sup>76</sup> Der Nahrungsmittelengpass, eine Flutkatastrophe im Norden Indiens, die extreme Teuerungsrate und eine große Hungersnot ließen die Befürchtungen von politischer Instabilität und kommunistischer Machtübernahme auch für Indien nicht abebben. Ursachen dafür wurden von der SPIEGEL-Redaktion bei Kultur und politischer Führung der anderen Gesellschaft verortet.

Die Kommunistische Partei Indiens, bis dahin durch partei-interne Auseinandersetzungen gelähmt, witterte Morgenluft und organisierte Protestaktionen und Hungerstreiks. [...] Der indische Präsident Radhakrishnan hat gefordert, Schwarzhändler, Wucherer und Spekulanten hart zu bestrafen, in wie hoher Position und wie einflußreich sie auch seien. Das wäre ein erster Schritt, um der akuten Not Herr zu werden. Aber erst, wenn die Agrarreform durchgesetzt und wenn Indien der Bevölkerungsexplosion Herr geworden ist, und dies dauert wohl noch Jahrzehnte, wird Indien vor einer Wiederholung solcher Krisen einigermaßen sicher sein.<sup>77</sup>

Ab 1963 rückten auch bei Berg endgültig innenpolitische und regionale Ereignisse wie der indisch-pakistanische Konflikt und die Situation der Oppositionsparteien und Politiker in Indien ins Zentrum der Berichterstattung.<sup>78</sup> Die außenpolitische Konzeption Nehrus existierte für Berg nicht mehr. Seine Perzeption der indischen Presse, die eine westliche Mitsprache im indisch-chinesischen Konflikt und einen von der indischen Regierung ausgeführten und von den Westmächten erwünschten Ausgleich tolerierte, bestätigte ihn darin. „Wenn also Indien heute seine bündnislose Außenpoli-

---

<sup>75</sup> Berg, Indiens neue Generation. In: Die Zeit, 14.12.1962.

<sup>76</sup> Die Eskalation zwischen Moslems und Hindus aufgrund der Entweihung einer Reliquie der Moslems in Kaschmir. Der Konflikt griff auch auf die Arbeiterschaft des Stahlwerks von Rourkela über und machte den Konflikt somit noch fassbarer. Der Kaschmir-Konflikt, aber auch Spannungen innerhalb der indischen Gesellschaft, wie der Konflikt zwischen der Regierung und separatistischen Forderungen im Nagaland, standen in den 1960er Jahren verstärkt im Fokus. Vgl. N.N., Der vergessene Krieg im Nagaland. In: Die Zeit, 15.5.1964; N.N., Hunderttausend Inder auf der Flucht. In: Die Zeit, 27.3.1964.

<sup>77</sup> N.N., Indien in Not. In: Die Zeit, 11.9.1964.

<sup>78</sup> Berg, die Schatten der Vergangenheit. In: Die Zeit, 24.5.1963; ders., Die Opposition gegen Nehru wächst. In: Die Zeit, 31.5.1963.

tik fortsetzen kann, dann handelt es sich um eine Bündnislosigkeit von Amerikas und Rußlands Gnade, die weit entfernt ist von dem, was sie einmal bedeutet hat.<sup>79</sup> Die Empörung in der indischen Presse über eine mögliche westliche Einmischung im indisch-pakistanischen Kaschmirkonflikt begründete Berg damit, dass der Konflikt mit China entschärft wurde. Die Bedeutung der neutralen Staaten relativierte sich auch für Marion Gräfin Dönhoff am Ende des Jahres 1962 durch Ereignisse auf internationaler Ebene. Durch die Kubakrise, den indisch-chinesischen Grenzkrieg und den Beschluss zur Neutralität von Laos war auch aus ihrer Sicht das Prinzip der Bündnislosigkeit nicht mehr haltbar.<sup>80</sup>

Berg begann, durch eine geänderte Wahrnehmung seiner Informationsquellen und anderer Eindrücke,<sup>81</sup> auch öffentlich die Nachrichtenpolitik der indischen Regierung zu einer möglichen weiteren Eskalation mit China zu hinterfragen und somit den Nimbus Nehrus ebenso noch weiter zu zerstören.

Kritische Beobachter in Delhi halten es auch nicht für unmöglich, daß die indische Regierung mit der alarmierenden Bekanntgabe der chinesischen Truppenverstärkungen ihre eigenen politischen Ziele fördern möchte. Sie rechtfertigen die Fortsetzung des Staatsnotstandes, der die Regierung zu Maßnahmen ermächtigt, die sie sonst nie hätte durchführen können, wie zum Beispiel den gegenwärtig im Parlament debattierten Haushaltsplan, welcher der Gesamtbevölkerung schwere neue Steuerlasten aufbürdet. Die Drohung einer chinesischen Frühjahrsoffensive könnte auch die indischen Verhandlungen mit den Westmächten über westliche Rüstungshilfe beschleunigen, die möglicherweise als Folge des schleppenden Verlaufs der indisch-pakistanischen Kaschmir-Gespräche bisher den Erwartungen New Delhis nicht ganz entsprochen haben.<sup>82</sup>

Die von Berg bereits kurz nach dem ersten Schlaganfall Nehrus Anfang 1964 angestellten Vermutungen zur Nachfolge erwiesen sich als richtig. Die von Nehru bereits ein Jahr zuvor getroffenen Vorkehrungen durch die Entlassung möglicher Kandidaten aus dem Kabinett konnte er zu diesem Zeit-

---

<sup>79</sup> Berg, In den Fesseln der Weltpolitik. In: Die Zeit, 15.2.1963.

<sup>80</sup> Dönhoff, Ernüchterte Neutrale. In: Die Zeit, 28.12.1962.

<sup>81</sup> Berg, Hinhaltende Politik. In: Die Zeit, 18.1.1963; Berg, Keine Lösung für Kaschmir. In: Die Zeit, 11.1.1963.

<sup>82</sup> Berg, Falscher Alarm am Himalaja? In: Die Zeit, 05.4.1963.

punkt allerdings nicht in dieser Hinsicht deuten.<sup>83</sup> Er sah in Shastri eher einen Testamentsvollstrecker, der allerdings der Kongress-Partei bei den Wahlen 1967 einen Sieg bescheren könnte.<sup>84</sup>

Der Tod Nehrus war der SPIEGEL-Redaktion eine eigene Seite wert – über den Tod anderer indischer Politiker wie Rajendra Prasad, der von 1952 bis 1962 der erste Bundespräsident Indiens gewesen war und 1963 starb, informierte die Redaktion in wenigen Zeilen. Das Bild Nehrus als kulturell zerrissen wurde ergänzt um den an seinen politischen Zielen gescheiterten Menschen. Einzig die durch die Briten hergestellte Einheit Indiens blieb dabei auf der Haben-Seite der Wahrnehmung des Politikers, der nach der Unabhängigkeit Staat und Gesellschaft nach innen und außen repräsentiert und konstituiert hatte. Die SPIEGEL-Redaktion spielte bei der Darstellung Nehrus mit Begriffen und wirkte manipulativ. So wurde Nehru im Zusammenhang mit dem indisch-chinesischen Krieg als „Heerführer“ und „Kriegspremier“ bezeichnet,<sup>85</sup> nach dem Ende des Goa-Konflikts als „Scheinheiliger“.<sup>86</sup> Nach dem ersten Schlaganfall Nehrus im Januar 1964 verglich die SPIEGEL-Redaktion indirekt den Gesundheitszustand Nehrus mit dem der indischen Gesellschaft. „Ein Mann erwartet den Tod, sein Land das Chaos.“<sup>87</sup>

Die Perzeption einer internationalen Bedeutung Indiens in den 1950er Jahren wich der Wahrnehmung eines politisch nur noch im regionalen Kontext interessanten Landes. Die Verschlechterung des Lebensstandards und eine Radikalisierung innerhalb der indischen Gesellschaft als Folge der politischen Misswirtschaft ließen auch das ökonomische Interesse an Indien im Laufe der 1960er Jahre sinken. Das vormals positive Bild des politischen Indien in den 1950er Jahren war in den 1960er Jahre einer kritischen Berichterstattung gewichen. Die Ursachen lagen zum einen in einem eher kaum bemerkbaren generationellen Wandel in der Südasiensberichterstattung. Zum anderen aber hatte sich die globale politische Lage so geändert, dass eine in den 1950er Jahren gewünschte Mitsprache einer „Dritten

<sup>83</sup> Berg, Wer kommt nach Nehru? In: Die Zeit, 24.1.1964.

<sup>84</sup> Berg, Nehrus Nachfolger. In: Die Zeit, 5.6.1964.

<sup>85</sup> Das Gupta verweist auf einen Artikel des Spiegel vom 14.5.1958 „Nehru – zur Zwangsarbeit verurteilt“ und zieht dabei den Schluss einer eher undifferenzierten und pauschalen Sicht auf Nehru als „Sozialisten“ im Vergleich zu einer differenzierten Beurteilung durch Wirsing. Vgl. Das Gupta, Handel, S. 196.

<sup>86</sup> N.N., Indira Gandhi. In: Der Spiegel, 14.11.1962; N.N., Jawaharlal Nehru. In: Der Spiegel, 21.11.1962; N.N., Jawaharlal Nehru. In: Der Spiegel, 24.1.1962.

<sup>87</sup> N.N., Der Weise ist müde. In: Der Spiegel, 22.1.1964.

Kraft“ obsolet erschien. Besonders das Bild von Nehru als Pazifisten und Opfer chinesischer Aggression wurde bis Anfang der 1970er Jahre komplett demontiert.<sup>88</sup>

### 3.3 Werner Helwig und der Eucharistische Kongress 1964

Ab 1960 konnten Teile der westdeutschen Gesellschaft durch eine gesteigerte Mobilität und finanzielle Besserstellung Südasien und seine Länder als Touristen selbst „unter die Lupe nehmen“. <sup>89</sup> Neben einer politischen Wahrnehmung schien Indien ab diesem Zeitpunkt als Urlaubs- bzw. Kulturland attraktiv zu werden. In Westdeutschland entwickelte sich der Tourismus durch das anhaltende Wirtschaftswachstum zu einer lohnenden Investition.<sup>90</sup> 1964 war Indien zwar als touristisches Ziel relativ unbedeutend, aber die indische Regierung unterstrich ihr Engagement im Ausbau dieser devisenbringenden Institution mit dem Besuch des indischen Tourismusministers Chib, der ebenfalls von der westdeutschen Presse wahrgenommen wurde.<sup>91</sup> Der Eucharistische Kongress in Bombay wurde von der ZEIT-Redaktion auch als PR-Aktion in eigener touristischer Sache verstanden.

Am Ende dieses Jahres wird man sich in Indien um den Fremdenstrom keine Sorgen zu machen brauchen. In Bombay treffen sich die Katholiken zum Eucharistischen Weltkongreß, erstmals übrigens in einem nichtchristlichen Land. 82 Prozent der indischen Bevölkerung sind Hindus, nur neun Millionen Christen leben in diesem Riesenland. Daß der Papst nach Indien reisen wird, ist eine besondere Trumpfkarte für Mister Chib.<sup>92</sup>

Die bereits in den vergangenen Jahren angestoßene Debatte um die Neuausrichtung der katholischen Kirche in der Phase der Dekolonisation<sup>93</sup> kon-

---

<sup>88</sup> N.N., Eigentlich friedlich. In: Der Spiegel, 15.2.1971.

<sup>89</sup> Bereits 1963 steht Indien auf der Liste der zu besuchenden Länder, in diesem Fall Kaschmir. Siehe Merveldt, Konterfrei vorm Tempel: Kilroy war da. In: Die Zeit, 10.5.1963.

<sup>90</sup> Kley, Indien lockt nicht nur die Millionäre. In: Die Zeit, 13.11.1959.

<sup>91</sup> Hachmann, Maharadscha für drei Wochen. In: Die Zeit, 6.11.1964.

<sup>92</sup> Ebenda.

<sup>93</sup> Die Dekolonisation bewirkte auch, dass eine eurozentrische Wahrnehmung der Katholischen Kirche in der Öffentlichkeit in Frage gestellt wurde. Vgl. N.N., Nicht Herr. In: Der Spiegel, 1958 (Debatte in der Katholischen Kirche durch Dekolonisation: christlich/global

ketisierte sich durch diesen Kongress, der auch unter der Wahrnehmung der angespannten politischen und gesellschaftlichen Situation in Indien stand. Durch den Tod Nehrus im Mai 1964 ging eine politische Ära in Indien zu Ende. 1965 eskalierte der indisch-pakistanische Konflikt erneut. Bereits im Mai desselben Jahres konnte noch unter Vermittlung Großbritanniens der Konflikt im „Rann of Kutch“, einem Salzsumpf im Nordwesten von Indien an der Grenze zu Pakistan, diplomatisch beigelegt werden.<sup>94</sup> Zudem beherrschten Hunger und Armut, auch bedingt durch Missernten, die indische Gesellschaft.

Der Eucharistische Kongress in Bombay knapp ein dreiviertel Jahr vor den Kampfhandlungen bot dem Schriftsteller Werner Helwig die Gelegenheit, der Stimmung in der Bevölkerung nachzugehen. Helwig (1905–1985) war im Zweiten Weltkrieg aus Deutschland in die Schweiz emigriert und schrieb als freier Schriftsteller regelmäßig für den MERKUR und andere Zeitschriften. In den ebenfalls monatlich erscheinenden FRANKFURTER HEFTEN wurde Helwigs Beitrag aufgrund des transnationalen katholischen Bezugs abgedruckt. Die Redaktion konzentrierte sich unter den beiden Herausgebern Walter Dirks (1901–1991) und Eugen Kogon (1903–1987) neben politischen und sozialen Themen im Besonderen auch auf Themen zur Kirche als sozialer Organisationform.<sup>95</sup> Der Schriftsteller war neben seinem Aufenthalt in Bombay auch für einen Tag in Goa, um sich an Ort und Stelle eine eigene Meinung nach dem Abzug der portugiesischen Kolonialmacht zu machen.

Helwig war zum Zeitpunkt der Veröffentlichung seines Artikels über den Bombay-Besuchs des Papstes im November 1964 knapp 60 Jahre alt. Seine Erfahrungen in der NS-Zeit und sein soziales Engagement verbanden ihn mit den Herausgebern der FRANKFURTER HEFTE. Er versuchte seine kritische Sicht auf den Eucharistischen Kongress in Bombay 1964 sowie die Sicht eines Teils der indischen Gesellschaft in Form einer Novelle in den FRANKFURTER HEFTEN zu präsentieren. Die Wahrnehmung eines anderen Augenzeugen, der später für die ZEIT einen Artikel schrieb, konzentrierte sich dagegen auf den Papst, seine Aktionen und die Reaktionen der indischen Bevölkerung.<sup>96</sup>

---

oder europäisch); N.N., So chinesisch wie möglich. In: Der Spiegel, 01.01.1958 (weiterer Beitrag zur Haltung der Mission. Beibehaltung der abendländischen Kultur oder Verleugnung und Öffnung gegenüber anderen Kulturen).

<sup>94</sup> Vgl. Amin, Pakistan's foreign policy, S. 51.

<sup>95</sup> Weitere Herausgeber: Clemens Münster und Walter Maria Guggenheimer.

<sup>96</sup> Höpker/Stern, Papstbesuch ohne Pomp. In: Die Zeit, 11.12.1964.

Debatten über die Konfliktlösungsstrategien Nehrus wurden auch noch drei Jahre nach den Ereignissen um Goa innerhalb einer Gruppe von südasiatischen Katholiken, der intellektuellen Oberschicht, sichtbar. Helwig hatte sie in Bombay kennengelernt. Pochhammer, Natorp und auch Bode verwiesen in ihren Stellungnahmen Ende 1961 bereits auf eine ablehnende Haltung von Teilen der goanesischen Bevölkerung gegenüber einer indischen Übernahme der portugiesischen Kolonie. Meyer verglich ihre Kritik und ihr Festhalten am Status Quo der Region als separatistische Forderung, der kein Gehör geschenkt werden sollte.

Die transnationale Gruppenzusammensetzung der Pilgerinnen und Pilger im Rahmen des Eucharistischen Kongress bot Helwig somit den Raum, mit Angehörigen der indischen und auch pakistanischen Gesellschaft über die Handlungen der indischen Regierung zu reden. Auch die Wahrnehmungen von Portugal, das sich als NATO-Mitglied gleichzeitig als eines der letzten Kolonialmächte im dekolonialen Prozess den Unabhängigkeitsbestrebungen in Mozambique und Angola heftig widersetzte, und unterschiedliche Annahmen zur Bedeutung des Kolonialismus wurden nationenübergreifend diskutiert. Neben der Eskalation des Konflikts um Goa mit Indien brachen auch 1961 fast zeitgleich Unruhen in Angola und Mozambique aus. Diese führten in den folgenden Jahren zu erhöhten Militärausgaben, die Ende der 1960er Jahre die Hälfte des portugiesischen Staatshaushalts ausmachten. Ende 1964 befand sich Portugal seit drei Jahren im Krieg um seine verbliebenen Kolonien in Afrika. Die portugiesische Führung verurteilte, vermittelt über die Medien, die Reise des Papstes nach Indien scharf, auch wurde die Ablehnung des Papstbesuchs durch rechtsextreme Hindus thematisiert.<sup>97</sup>

Helwig versuchte über mehrere Ebenen, die Atmosphäre auf der Reise nach Bombay, im Verlauf des Kongresses und beim Besuch von Goa homodiegetisch, mit sich selbst als Protagonisten, wiederzugeben und ein Bild der indischen Gesellschaft zu zeichnen. Der chronologische und nummerierte Aufbau des Aufsatzes in Tagebuchform schloss mit einer letzten impressionistischen Darstellung durch eine Art Zusammenfassung.

Der Publizist selbst beurteilte die Tradition Indiens als überregional bedeutend, die Gesellschaft aber war für ihn aufgrund der Diversität eher unverständlich.<sup>98</sup> Dabei klassifizierte er die Personen nach der Art der Tätigkeiten, denen sie nachgingen, und nach ihrer Religionszugehörigkeit.

---

<sup>97</sup> N.N. Papst nicht nach Indien? In: Die Zeit, 9.10.1964; N.N., Pilgerflug nach Bombay. In: Die Zeit 4.12.1964.

<sup>98</sup> Helwig, Der Papst in Bombay... Wie war das noch? In: Frankfurter Hefte 1965, S. 689.

Schmutz und Verunreinigungen durch die Menschen selbst nahm er negativ und sehr intensiv wahr und fand dafür über die Differenzierung der Religionszugehörigkeit und den Einfluss der portugiesischen und britischen Kolonialmacht Erklärungen in der indischen Kultur selbst. Die unterschiedlichen Arten von Spiritualität innerhalb der einheimischen Bevölkerung und der Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Eucharistischen Kongresses, auf die sich Helwig bedingt durch die Thematik der Reise besonders konzentrierte, führten ihn über beharrliches Beobachten und Nachfragen zu Erkenntnissen, die für ihn neu waren. Sein Wissen über die politische Lage in Südasien und in der indischen Gesellschaft floss kontinuierlich und eher nebenbei ein. Der indisch-chinesische Konflikt führte für ihn zu einer Schwächung der indischen Gesellschaft über die Abwertung der Währung. Dies ergab sich durch eine erzwungene Erhöhung der Rüstungsausgaben als Folge des Konflikts. „Waffen statt Pflüge, damit fängt’s ja immer an.“<sup>99</sup>

Sowohl die einheimische Bevölkerung als auch die Mitreisenden, die als Pilgerinnen und Pilger nach Bombay unterwegs waren, standen als Personen mit ihrem Handeln im Zentrum. Über direkte und indirekte Aussagen wurde die indische Gesellschaft beurteilt. Die eigene Sicht und sich selbst als wahrnehmende Person stellte der Autor erst am Ende deutlich heraus. Die Hinreise auf einem Dampfer innerhalb einer Pilgergruppe über Aden nach Bombay und die Ankunft in Bombay, ein Stadtbummel und eine Taxi-Tour durch die Stadt, der Aufenthalt in Goa-Stadt und der Spaziergang auf der Promenade am Strand von Bombay waren die zentralen Erlebnisse, auf die sich der Autor konzentrierte. Der Aufenthalt in Bombay selbst war durch die Präsenz der vielen Pilgerinnen, Pilger und durch ein hohes Polizeiaufgebot bestimmt.

Den mitreisenden Pilgerinnen und Pilgern, die der Autor in ihrer Individualität detailliert beschrieb, stellte er Einheimische gegenüber. Seine Aufmerksamkeit konzentrierte sich dabei auf alltägliche Tätigkeiten wie den Umgang mit der Körperhygiene im öffentlichen Raum. Sie irritierten ihn. Religiöse Rituale nahm Helwig zu Anfang seines Aufenthalts aufgrund der Polizei-Präsenz und der Flugblätter als Protest der hinduistischen Mehrheit gegen den Kongress wahr.

Ihre Drohungen erreichten uns mit letzten Spritzern in Form von anklagenden und herausfordernden Flugblättern, Text sowohl in Hindi als auch in English, damit auch wir was davon hätten. Sie rühmten

---

<sup>99</sup> Helwig, Der Papst in Bombay... Wie war das noch? In: Frankfurter Hefte 1965, S. 685.

sich der älteren Glaubenszivilisation und wollten das Christentum nur als verfälschten Ableger geltenlassen. Und während der prangende Wagen (ein hellgestrichener Jeep) sich durch das Labyrinth Bombays bewegte, opferten Hindus verschlossenen Gesichts am Ufer der Backbay dem Meer Gott Blumenketten, ja ganze Körbe von duftenden Tuberosen.<sup>100</sup>

Erst am Ende der Reise und gleichzeitig am Schluss des Aufsatzes gab er seine Fehleinschätzung zu den Motiven und der Funktion dieses Rituals und ein gewisses Verständnis für die hinduistische Weltsicht zu erkennen.

Helwig nahm Armut als Teil der Gesellschaft wahr und beschrieb sie aus der Perspektive des Touristen als fast befreiende Gegenwelt zur Zivilisation. „Barfußgehen wäre die Lust. Und man schaut neidisch nach denen, die es tun. Es sind die Ärmsten. Im nicht ganz reinen Schurz. Wickeltücher komisch über den Kopf getürmt.“<sup>101</sup> Über die Wahrnehmung von existenzieller Not klagte Helwig indirekt die Emotionslosigkeit der fremden Gesellschaft an.

Mitten im Verkehr der breiten Bürgersteige liegen langhingestreckt Zerlumpte auf Zeitungen, Säcke über den Köpfen. Gegen Zehn fangen sie an sich zu räkeln, heben die Köpfe zwischen das Beingehölz der geschäftig Eilenden, rollen ihre Schlafhabe zusammen und trollen sich. Wer darüberhinaus liegenbleibt, gilt als krank oder gestorben, wird in sonderbare graublecherne Sanitätsautos verladen und rollt nach Sichtungssammelstellen, wo sein Zustand auf Verwertbarkeit geprüft wird.<sup>102</sup>

Der Umgang mit Armut und im Speziellen die Rituale der Bestattung der Toten durch die parsische Religionsgemeinschaft schienen für ihn wie eine touristische Attraktion der Einheimischen, die von der westlichen Gesellschaft mit voyeuristischem Unbehagen wahrgenommen wurde.

Mit dem Feldstecher die Gruseltürme des Schweigens ausgemacht. Das, worauf einen jeder freundlich Auskunft gebende Inder hier zuerst hinweist. Müssen sich einer kolossalen Berühmtheit erfreuen, diese To-

---

<sup>100</sup> Helwig, Der Papst in Bombay... Wie war das noch? In: Frankfurter Hefte 1965, S. 682.

<sup>101</sup> Ebenda.

<sup>102</sup> Ebenda.

tenverzehr-Unternehmen. Wer hier weiß war, stierte. Mit schlappen Schwingenschlägen umschaukelten Aasgeier das ferne Gebäu.<sup>103</sup>

Es war ihm möglich, aufgrund einer gemeinsamen Sprachebene sowie einer sozialen und institutionellen Verbundenheit in Kommunikation mit einer Gruppe von Inderinnen, Indern und Pakistanern christlichen Glaubens zu treten. Über einen im Nachhinein konstruierten Dialog mit den indischen Studenten, Studentinnen und einer Lehrerin wurde die außen- und innenpolitische Situation Indiens kommentiert. An zentralen Themen wie der gewaltsamen Vertreibung der Portugiesen aus Goa konnten so die sozialen Konflikte innerhalb der indischen Gesellschaft und die Rolle der ehemaligen Kolonialmächte Portugal und Großbritannien durch Personen der einheimischen Bevölkerung selbst erörtert und bewertet werden.

Die Abwertung der hinduistischen Bevölkerungsmehrheit führte zur Aufwertung der Minderheit in Goa, die sich auch aus Nachfahren von nach Indien verschleppten Sklaven aus den afrikanischen Kolonien zusammensetzte. Die Sklaverei in den portugiesischen Kolonien wurde offiziell 1842 abgeschafft. Den hohen Anteil an „Mulatten“ oder „Mischlingen“, der ein Viertel der Bevölkerung ausmachte, begründet Michael Mann mit einem Mangel an portugiesischen Frauen in Goa, unverheirateten Soldaten und einer gesellschaftlichen Akzeptanz von außerehelichen Kontakten portugiesischer Ehemänner mit Sklavinnen.<sup>104</sup> Helwig hob allerdings auch indirekt die integrative gesellschaftliche Größe, die der Katholizismus in der portugiesischen Kolonie hatte, hervor.

Was uns bei näherem Bekanntwerden auffiel, nämlich, daß unsere Goanesen negroide Züge hatten, erklärte sich nach Ansicht unserer Freunde wie folgt: Die Portugiesen hatten Neger ins Land gebracht, da sie von deren Arbeitswilligkeit und Arbeitsintelligenz mehr erwarteten als von den Eingeborenen. Diese Neger, später zu freien Bürgern avanciert, hatten am Platz geheiratet – auch viele Mischehen mit Portugiesen habe es gegeben –, und im Laufe der Zeit habe sich dabei so etwas wie ein goanesischer Typus herausgebildet, dank welchem die Inselkolonie in der Mandavi-Mündung sich zu einer der

---

<sup>103</sup> Helwig, *Der Papst in Bombay...* Wie war das noch? In: *Frankfurter Hefte* 1965, S. 683, S. 684. Auch bereits Garbe nahm dieses für ihn fremd und bizarr wirkende Ritual wahr. Vgl. Garbe, *Indische Skizzen*, S. 35.

<sup>104</sup> Vgl. Mann, *Sahibs, Sklaven und Soldaten*, S. 86f.

reichsten Auslandsbesitzungen Portugals entwickeln konnte mit anregender Ausstrahlung auf das indische Hinterland.<sup>105</sup>

Auch die Wahrnehmung der Kolonialmacht Portugal als konstruktiver und integrativer globaler Faktor beruhte auf der als Minorität wahrgenommenen Identität innerhalb der indischen Gesellschaft. Die Gruppe von Menschen hatte eine exponierte wirtschaftliche und soziale Stellung und war aufgrund ihres Aussehens deutlich erkennbar.

Es sei streng zugegangen in Goa, bestätigte die kleine Lehrerin mit dem schwermütigen Gesicht, dessen Charme durch die Pockennarben fast noch betont wurde –, aber gerecht, sauber, ordentlich. Niemand, außer jenen, die mit Gewalt nicht hätten arbeiten wollen, sei in Not gewesen. Heute aber, sie machte eine verzeihungsheischende Gebärde gegen ihre Hindu-Freunde hin, liege alles im Argen und kein Mensch, die »befreiten« Goanesen am wenigsten, könne begreifen, wem die Besitzänderung dienlich sein könne.<sup>106</sup>

Helwig unterließ es, auf den sozialen Stand der Gruppe von Goanesen und ihre Beziehungen zum portugiesischen Kolonialregime einzugehen und kritisch zu beleuchten. Portugal, das in einem kurzen Krieg mit Indien aus Goa vertrieben wurde, symbolisierte für die Gruppe und auch für Helwig – überraschenderweise ungeachtet der Hautfarbe – die westliche und christliche Kultur und die Moderne. Der Kolonialkrieg Portugals in Afrika wurde in den FRANKFURTER HEFTEN erst nach dem Ende der Regierungszeit von Salazar intensiv über vor Ort berichtende Autoren thematisiert.<sup>107</sup> Auch die

---

<sup>105</sup> Helwig, *Der Papst in Bombay... Wie war das noch?* In: *Frankfurter Hefte* 1965, S. 686.

<sup>106</sup> Ebenda, S. 867.

<sup>107</sup> Hans Joachim Sell, Schriftsteller und von 1960 bis 1968 Auslandskorrespondent in Spanien, reiste 1970 nach Portugal und im Anschluss daran 1972 nach Angola und Mozambique. Vgl. Sell, *Portugal nach Salazar*. In: *Frankfurter Hefte* 1972, S. 525. In vier Artikeln aufgrund von Reiseerlebnissen vermittelte Sell einen Eindruck des Staates und der Gesellschaft Portugals – einerseits als ein Land, das wirtschaftlich und kulturell als Entwicklungsland gesehen wurde und dessen Einwohner ab 1964 durch ein Abkommen zwischen Portugal und der BRD als „Gastarbeiter“ auswandern mussten, sowie andererseits als europäische Kolonial- und Militärmacht und Teil der NATO. Vgl. auch seine Artikel zu Afrika. Ders., *Die portugiesische Einladung I*. In: *Frankfurter Hefte* 1972, S. 871–877; ders., *Die portugiesische Einladung II*. In: *Frankfurter Hefte* 1973, S. 26–32; ders., *Die portugiesische Einladung III*. In: *Frankfurter Hefte* 1973, S. 97–103.

Situation in Portugal wurde erst zwei Jahre nach Erscheinen dieses Artikels von einer anderen Autorin beschrieben.<sup>108</sup>

Der Tagesausflug nach Goa verdeutlichte aus Sicht des Autors die Wahrheit der Aussagen der Gruppe sowie von Personen in Goa selbst zum hinduistisch-christlichen Verhältnis und zum positiven Einfluss der europäischen Kolonialmacht Portugal in diesem Teil Indiens.

Maßstäbe wie verringert. Gartenanlagen. Rote Erde. Ziegel- und Blumentöpfgroßindustrie. Vollmaschinell bewältigt. Eisenbahnstränge wie in Europa bis ins Fabrikgelände hinein. Weißangezogene Arbeiter (des dunklen Typus), die zu ihren Dörfern Feierabend machen gingen. Portugiesisch immer noch Hauptsprache, Hindi in den Schulen kein geschätztes Zwangsfach.<sup>109</sup>

Helwig ließ auch bei seiner Wahrnehmung von Goa die Perspektive einer anderen Person, des Chauffeurs, einfließen. Dieser erklärte dem Autor als Fremdem die zweitrangige Stellung der Hindus in Goa. „Die Hindus, die aus der ärmeren Umgebung der Kolonie einwanderten, nähmen sich kein Beispiel an dem, was sie sähen und als Ordnungsform von hoher Überlegenheit erlebten.“<sup>110</sup> Helwigs Sicht auf Goa und die hinduistische Gesellschaft präzierte sich auf Basis eines religiösen und kulturellen Maßstabs bei seinem Abflug aus Goa. „Mit geübtem Blick unterschieden wir jetzt die Dörfer, und dazwischen die Schuttabladeplätze, die Hindusiedlungen. Summa. Unsere Indienstellungen sind von Reisemythen gefälscht.“<sup>111</sup> Helwig unterschied unausgesprochen eine statische sprich hinduistische von der übrigen Gesellschaft Indiens und verortete bei diesem Teil der Bevölkerung gemessen an westlichen Maßstäben die Ursachen für Armut und „eine Unterentwicklung“. Auch der britischen Kolonialmacht kam in seiner Wahrnehmung wiederum eine integrative, die Nation fördernde Rolle zu, die in der indischen Gesellschaft selbst akzeptiert wurde.

---

<sup>108</sup> Hilde Rubinstein besuchte 1967 das Land. Die desolante und menschenunwürdige Situation in den afrikanischen Kolonien gab sie aus der Sicht eines angolanischen Studenten über die Kolonialmacht Portugal wieder. Ebenso thematisierte sie Verletzungen der Menschenrechte in Portugal selbst. Vgl. Rubinstein, *Weit im Westen Europas*. In: *Frankfurter Hefte*, S. 428.

<sup>109</sup> Helwig, *Der Papst in Bombay... Wie war das noch?* In: *Frankfurter Hefte* 1965, S. 688.

<sup>110</sup> Ebenda.

<sup>111</sup> Ebenda, S. 688.

Denn ehe sich das ganze polyforme Sippen-, Stammes- und Rassenwesen, dividiert durch verkarstete Religionsvorstellungen wirtschaftlich gleichgestimmt hätte, wäre das natürliche Ende der Welt in Sicht. Dabei hat die englische Kolonisation ganze Stockwerke von Stufen überspringen helfen.<sup>112</sup>

Helwig billigte der hinduistischen Gesellschaft keinen eigenen Raum aufgrund der Gefahren des Ost-West-Konfliktes und eines starken und aggressiven China zu. Er schränkte im Gegenteil die Möglichkeiten einer schnellen Progression ein, da er die hinduistische Gesellschaft an traditionelle Vorstellungen und traditionelles Handeln gebunden sah. Diese nachholende Entwicklung würde aus Sicht des Autors deshalb auch nie den Stand der westlichen Gesellschaften erreichen; Helwigs Wahrnehmung der fremden Gesellschaft in Indien basierte auf der dahinter stehenden Annahme der eigenen ahistorischen natürlichen zivilisatorischen Überlegenheit, die von ihm nicht hinterfragt wurde. Sie fand ihre Bestätigung durch den Kontakt mit der christlichen indischen Minderheit.

### **3.4 Entwicklungshilfe: Erpressung und Zweckentfremdung**

Eine fehlende öffentliche Auseinandersetzung mit den Verbrechen des NS-Regimes und der Verantwortung der eigenen Gesellschaft am Zweiten Weltkrieg in der westdeutschen Öffentlichkeit kennzeichnete die Zeit bis Anfang der 1960er Jahre.<sup>113</sup> Noch weniger fand in dieser Zeit eine kritische Diskussion zur kolonialen Vergangenheit der Deutschen in Afrika statt. Die sich bis Ende der 1990er Jahre hinziehende öffentliche Debatte um Grausamkeit und Völkermord wurde in den 1950er und 1960er Jahren durch das öffentliche Infragestellen der deutschen Kolonialschuld begünstigt.<sup>114</sup> Walgenbach kommt in ihrer Studie zur Art und Weise der Konstruktion Weißer Identitäten im Kontext des deutschen Kolonialismus zu dem Schluss, dass rassistische Wissensarchive nicht an gesellschaftlicher Relevanz verloren hatten. Aber sie präsentierten sich in der Phase der Dekolonisation durch

---

<sup>112</sup> Helwig, *Der Papst in Bombay... Wie war das noch?* In: *Frankfurter Hefte* 1965, S. 690.

<sup>113</sup> Vgl. Wolfrum, *Die geglückte Demokratie*, S. 272f. Vgl. hierzu auch Fritsche, *Vergangenheitsbewältigung im Fernsehen*.

<sup>114</sup> Vgl. Albrecht, *Europa ist nicht die Welt*, S. 124. Auch eine nur geringe Migration aus den ehemaligen Kolonien nach Deutschland verhinderte den kritischen Umgang mit der kolonialen Vergangenheit. Vgl. Conrad, *Deutsche Kolonialgeschichte*, S. 11.

die gesellschaftliche Diskreditierung des Denkens in hierarchisch strukturierten „Rassen“ in anderer Form.<sup>115</sup> Rassismus war wegen des Holocaust in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nur offiziell geächtet. Die Identität als – zivilisatorisch überlegenes – Opfer nahm dagegen wesentlichen Raum ein. Die Ursachen lagen in einer in dieser Hinsicht eingeschränkten Wahrnehmung der ehemaligen Kolonien bzw. der meisten Länder Asiens und Afrikas und des eigenen zunehmenden Wohlstands.

Die Abneigung innerhalb der westdeutschen Öffentlichkeit gegen Maßnahmen zur Unterstützung der Länder Asiens, Afrikas und Lateinamerikas durch Geldleistungen und technisches Know-how wurde als solche ab Anfang der 1960er Jahre selten hinterfragt. Nachfolgend werden die unterschiedlichen Begründungen dargestellt.<sup>116</sup>

1970 stellten die SPIEGEL-Redakteure im Gespräch mit dem damaligen Bundesminister für wirtschaftliche Zusammenarbeit Erhard Eppler unhinterfragt fest, dass nur 4% der westdeutschen Bevölkerung eine Erhöhung des Beitrags für entwicklungspolitische Maßnahmen wollte, aber für 61% der Beitragssatz bereits zu hoch sei.<sup>117</sup> Der Sinn von Unterstützung aufgrund historischer Verantwortung wurde selten reklamiert. Spontane Befangenheit schien hinter der großen Zustimmung auf eine Umfrage für die Unterstützung der sog. Dritten Welt zu stecken. Die Verweigerung einer Erhöhung des Beitrags durch fast 95% der Befragten machte allerdings die Ablehnung deutlich.<sup>118</sup>

Innerhalb der Gruppen, die sich mit Friedens- und Entwicklungsdiensten beschäftigten, war dagegen das Motiv der Wiedergutmachung und Reue zu finden.<sup>119</sup> Sowohl die sog. „Nehmerländer von Entwicklungshilfe“ als auch die westdeutschen Regierungen mit ihren entwicklungspolitischen Zielsetzungen gerieten mehr und mehr in ein schlechtes Licht in der medial vermittelten politischen Öffentlichkeit. Trotz einer Zunahme der materiellen Zufriedenheit und sozialpolitischer Verbesserungen für einen Großteil der westdeutschen Gesellschaft machten dies Umfrageergebnisse deutlich. Das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit hatte erst 1964

---

<sup>115</sup> Walgenbach, Die Frau als Trägerin der deutschen Kultur, S. 268.

<sup>116</sup> Vgl. Hein, Die Westdeutschen und die Dritte Welt, S. 97f. Siehe auch die Beispiele von Karl Vialon, Staatssekretär im Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit, bei einer Vortragsveranstaltung der Industrie- und Handelskammer Stuttgart. Vialon, die Kunst der Entwicklungshilfe, S. 3.

<sup>117</sup> Vgl. N.N., Analphabeten machen keine Revolution. In: Der Spiegel, 12.10.1970.

<sup>118</sup> Vgl. Hein, Die Westdeutschen, S. 103.

<sup>119</sup> Hein, Die Westdeutschen, S. 78.

die Zuständigkeit für die technische Hilfe vom Auswärtigen Amt übernommen, für die Kapitalhilfe war aber bis 1972 das Bundeswirtschaftsministerium zuständig. Trotz dieser Benachteiligung bei der Sachkompetenz war das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit für die Mittelverwendung verantwortlich. Hans-Jürgen Wischnewski als zweiter Minister sah sich zwischen 1965 und 1967 gezwungen, die Öffentlichkeitsarbeit über die Massenmedien massiv zu intensivieren.

Neben der Bevölkerung und den Medien ließ aber auch das Parlament den nötigen Rückhalt vermissen.<sup>120</sup> Innenpolitisch spielten bei der Institutionalisierung der entwicklungspolitischen Aktivitäten der Bundesregierung auch koalitionspolitische Gründe eine Rolle. Die Schaffung eines neuen Ministeriums war ein Zugeständnis an den Koalitionspartner FDP und entsprach auch den Forderungen der oppositionellen SPD.<sup>121</sup> Die Entscheidungsgewalt lag aufgrund fehlender Gesetze und der geringen Rolle, die Entwicklungspolitik in den Parteien selbst spielte, zwar hinsichtlich der Höhe der Mittelbewilligung beim Parlament, war aber ansonsten in den 1960er Jahren in der Hand der Regierung – speziell beim Außen- und Wirtschaftsministerium.<sup>122</sup> Entwicklungspolitik blieb im Kern Interessenpolitik zur Sicherung und Erhaltung der bestehenden Gesellschaftsstruktur. Sie konzentrierte sich unter diesem neuen Namen auf einen Teilbereich, nämlich die Länder der sog. Dritten Welt.<sup>123</sup> Walter Scheel, der erste Bundesminister für wirtschaftliche Zusammenarbeit von 1961–1966, orientierte sich an außenpolitischen und außenwirtschaftlichen Zielen basierend auf einer Wirtschaftstheorie, die als Wunderwaffe für gegenseitige wirtschaftliche Zufriedenheit hauptsächlich Kredite als Kapitalspritzen und im reduzierten Maße Wissenstransfer für ausreichend hielt.<sup>124</sup> Die Argumentation zur staatlichen Förderung von Direktinvestitionen basierte für Walter Scheel darauf, dass öffentliche Gelder nicht als Geschenk vergeben werden könnten.<sup>125</sup> Zum einen übte die sich selbst in Zahlungsschwierigkeiten manövrierende USA zur Beteiligung an der Eindämmung des Kommunismus außenpolitischen Druck aus. Zum anderen gab es eigene Überlegungen einer langfristi-

---

<sup>120</sup> Hein, *Die Westdeutschen*, S. 117.

<sup>121</sup> Ebenda, S. 45.

<sup>122</sup> Ebenda, S. 42f.

<sup>123</sup> Ziai, *Globale Strukturpolitik*, S. 103f. Vgl. auch Barreto Souza, *Zwischen den Zeilen lesen*, S. 30.

<sup>124</sup> Vgl. Gieler, *Walter Scheel*, S. 16. Auch Scheel orientierte sich an der Wachstumstheorie von Walt W. Rostow. Vgl. Hein, *Die Westdeutschen und die Dritte Welt*, S. 39/40.

<sup>125</sup> Vgl. Barreto Souza, *Zwischen den Zeilen lesen*, S. 30.

gen Handels- und Exportförderung sowie der Rohstoffsicherung, die durch eine reine „Militärhilfe“, dem Verkauf von Waffen und der Bereitstellung von militärischem Know-how, gegebenenfalls gefährdet gewesen wären.<sup>126</sup> Scheel sah daher in der Entwicklungspolitik auch eine globale Sicherheits- und Friedenspolitik.<sup>127</sup>

Neben der Hallstein-Doktrin als außenpolitischem Mittel bildete die Lieferbindung als außenwirtschaftliches Mittel das Pendant in der Entwicklungspolitik. Kredite zu marktüblicher Verzinsung konnten an die Vergabe von Aufträgen an westdeutsche Firmen gekoppelt werden. Die Grundprinzipien (Antragsprinzip durch die Nehmerländer, Nichtbindungsprinzip und Projektprinzip) wurden pragmatisch und relativ flexibel gehandhabt.<sup>128</sup> Die harte Konditionspolitik der Bundesregierung wurde dabei als erzieherisch notwendig begründet. Der dahinter stehende Zivilisationsgedanke des Kolonialismus schien diese paternalistische Haltung gegenüber der sog. Dritten Welt zu erklären.<sup>129</sup>

Konkret musste Friedrich Karl Vialon (1905–1990), Staatssekretär im Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit 1962, seiner kritischen Zuhörerschaft eingestehen, dass es weder ein Leitbild des zu fördernden Menschen weder erprobte Methoden noch eine klare Durchführungsform gab. Für ihn hatte die sog. Kapitalhilfe „gelegentlich den Charakter eines politischen Bewertungsgelds angenommen“<sup>130</sup> und richtete sich nicht an „die Entwicklungsreife“ des Landes, sondern an „das politische Prestige der Regierung“. <sup>131</sup> Die Vorwürfe gegen entwicklungspolitische Maßnahmen, so wurde bereits von Vialon Anfang der 1960er Jahre öffentlich hervorgehoben, reichten von reiner Geldverschwendung als Wirkungslosigkeit der Kredite über die Vergrößerung des globalen sozialen Abstands durch die bestehende Handelspolitik bis hin zu einer Abneigung gegen staatlichen Dirigismus als Wirtschaftsform des Systemgegners sowie sozialen Maßnahmen, die das natürliche Gleichgewicht in der Bevölkerungsentwicklung verhinderten.<sup>132</sup>

Vialon, der wendige NS-Mann mit zweiter Karriere in der Nachkriegszeit,<sup>133</sup> verwies grundsätzlich auf die moralische Bedeutung der sog. Ent-

---

<sup>126</sup> Vgl. Barreto Souza, *Zwischen den Zeilen lesen*, S. 28.

<sup>127</sup> Vgl. Gieler, Scheel, S. 17.

<sup>128</sup> Vgl. Hein, *Die Westdeutschen und die Dritte Welt*, S. 57.

<sup>129</sup> Ebenda, S. 52.

<sup>130</sup> Vialon, *Die Kunst der Entwicklungshilfe*, S. 7.

<sup>131</sup> Ebenda. Vgl. auch Hein, *Die Westdeutschen und die Dritte Welt*, S. 37f.

<sup>132</sup> Zu den Vorbehalten von US-amerikanischer Seite vgl. Zeiler, *Offene Türen*, S. 235f.

<sup>133</sup> Vgl. Hein, *Die Westdeutschen und die Dritte Welt*, S. 41, Fußnote 26.

wicklungshilfe als zivilisatorische Verantwortung, ergänzt um eine kleine Portion schlechtes Gewissen. Er sah gleichzeitig die Hauptverantwortung für den Erfolg der Hilfe bei den ehemaligen Kolonien. „Vielleicht ist hier die erste grundlegende Voraussetzung sichtbar, die unabhängig vom Entwicklungsstand und den Länderprogrammen Bedeutung hat: Der [sic] nachgewiesene Wille, einen eigenen Weg für den wirtschaftlichen und sozialen Anpassungsprozeß zu finden.<sup>134</sup> In staatlichen Starthilfen zur Unterstützung der Privatwirtschaft als „Kapitalhilfe“ sowie als „technischer Hilfe“, um gezielt auf das Bewusstsein des Einzelnen zugreifen zu können, sah Vialon die Aufgabe der westdeutschen Entwicklungspolitik.<sup>135</sup>

Die moderne Industriegesellschaft als Höhepunkt einer Entwicklung nach westlicher Norm hatte sich allerdings zu einem Geschöpf mit einem sozialistischen und einem kapitalistischem Kopf entwickelt. Die neue Systemkonkurrenz, die in der westdeutschen Öffentlichkeit intensiv wahrgenommen wurde, bewirkte zusammen mit der Unabhängigkeit vieler ehemaliger Kolonien spätestens ab Anfang der 1960er Jahre eine geänderte Wahrnehmung auf den globalen Süden. Als Teil des westlichen Bündnisses wurde in der Öffentlichkeit ein unausweichlicher Zwang wahrgenommen, einen Beitrag zur Entwicklung und Verbesserung der Länder Asiens, Afrikas und Lateinamerikas leisten zu müssen. Das Motiv der Willkür wurde schon in den 1950er Jahren bei der Beurteilung der geplanten Maßnahmen des 1957 stark verschuldeten indischen Staates deutlich, um die geplanten Projekte doch noch weiterfinanzieren zu können.<sup>136</sup> Zusammen mit einem latenten Zukunftspessimismus in der westdeutschen Gesellschaft verbarg sich eine Vielzahl von Ängsten hinter dem Gefühl, zu entwicklungspolitischen Leistungen gezwungen zu sein.

Für Vialon war die undefinierbare Angst vor der kommunistische Bedrohung eine davon. „Im Mainzer Karnevalszug stand: ‚Solange wir zahlen, fressen sie uns nicht!‘ Über dieses Angstmotiv unserer Entwicklungshilfe macht sich der Osten seit langem lustig, und man braucht kein Psychoanalytiker zu sein, um hinter den Sinn dieser Propaganda zu kommen.“<sup>137</sup> Dieses Angstmotiv bestand auch noch Anfang der 1970er Jahre und schien die

---

<sup>134</sup> Vialon, *Die Kunst der Entwicklungshilfe*, S. 7.

<sup>135</sup> Die Kontrolle des staatlich geförderten DED (Deutscher Entwicklungsdienst) ließ allerdings Befürchtungen deutlich werden, dass durch ein Fehlverhalten der Entwicklungshelfer und -helferinnen negative Auswirkungen auf die wirtschafts- und außenpolitischen Ziele entstehen könnten. Vgl. Hein, *Die Westdeutschen und die Dritte Welt*, S. 90–91.

<sup>136</sup> N.N., *Nehrus neuer Trick*. In: *Der Spiegel*, 27.3.1957.

<sup>137</sup> Vialon, *Die Kunst der Entwicklungshilfe*, S. 22.

Frage nach der Toleranz für die entwicklungspolitischen Maßnahmen bei der Mehrheit der Bundesbürgerinnen und Bundesbürgern zu erklären. Sie wurden als Beschwichtigung wahrgenommen.<sup>138</sup> Die Planungen um die Höhe der Gelder und die Länder, die für entwicklungspolitische Investitionen am günstigsten angesehen wurden, sowie der Druck durch die USA standen unter dem öffentlichen Eindruck, dass die Hilfe empfangenden Länder und ihre Regierungen selbst für ihre wirtschaftliche Situation verantwortlich seien und die BRD bei den Ausgaben keine andere Wahl habe.<sup>139</sup>

Die finanzielle Unterstützung von Seiten der USA und ihrer Verbündeten wie der BRD wurde 1961 von der SPIEGEL-Redaktion als schlechter und erzwungener Handel wahrgenommen.<sup>140</sup> Das veröffentlichte Interview zwischen dem SPIEGEL-Redakteur Dr. Alexander von Hoffmann und dem SPIEGEL-Korrespondenten Kurt J. Bachrach-Baker mit dem Finanzminister der USA, Clarence Dillon, hinterließ in seiner Aussage aufgrund der ergänzten, in den Text eingebundenen Karikaturen als Fazit ebenso diese Wahrnehmung.<sup>141</sup> Die ZEIT-Redaktion konzentrierte sich angesichts des Wandels in der Entwicklungspolitik auf Druck der neuen US-Regierung unter Kennedy auf Konzepte und Institutionen. Die Dringlichkeit der Umsetzung und von der Redaktion vermutete Verzögerungen standen dabei im Vordergrund.<sup>142</sup>

Die Länder der sog. Dritten Welt konnten zudem – wie die indische Regierung in den 1950er Jahren – mit entsprechendem Verhalten materielle Vorteile in Form von längerfristigen Krediten erzielen. Das außenpolitische Konzept der Bundesregierung gab den Eliten der nun unabhängigen Staaten unerwartete Handlungskompetenzen. Dies verdeutlicht für Ziai, dass das globale Entwicklungsmuster nicht nur für neokoloniale Ausbeutung stand, sondern auch „als ein widerständiger Anrechtsdiskurs des Südens gelesen werden kann“.<sup>143</sup> Auch in Indien spielte die Rivalität zwischen den beiden deutschen Staaten bei der Vergabe von Krediten und der Planung von Entwicklungsprojekten eine Rolle. Die indische Regierung war sich der Bedeutung der BRD bewusst und verzögerte trotz des Drucks der UdSSR bis 1972 die diplomatische Aufwertung der DDR. Obwohl vereinzelte Stimmen

---

<sup>138</sup> Grubbe, Von der Entwicklungshilfe zur Entwicklungspolitik. In: Die Zeit, 11.6.1971.

<sup>139</sup> Vgl. Hein, Die Westdeutschen, S. 102–103.

<sup>140</sup> N.N., In Hemdsärmeln. In: Der Spiegel, 30.8.1961; N.N., Rendezvous mit Tschu. In: Der Spiegel 16.3.1961.

<sup>141</sup> N.N., Bonn spielt mit falschen Zahlen. In: Der Spiegel, 14.6.1961.

<sup>142</sup> Rudolf Frei, Verschiedene Pläne – ein großes Ziel. In: Die Zeit, 19.5.1961.

<sup>143</sup> Ziai, Globale Strukturpolitik, S. 55.

in der westdeutschen Öffentlichkeit in dieser Hinsicht mehr Vertrauen in die indische Regierung forderten, wurde die indische Außenpolitik gegenüber der UdSSR doch größtenteils unter dem negativen Aspekt der Erpressung betrachtet.<sup>144</sup>

Die SPIEGEL-Redaktion betonte auch weiterhin bis Ende des Jahres 1961 die bedeutende diplomatische und politische Funktion Nehrus unter den blockfreien Vertretern der Länder Asiens und Afrikas. Dabei spielte die Nichtanerkennung der DDR im Zusammenhang mit Nehrus taktischen Schritten in den Begegnungen mit den Repräsentanten von China und im Besonderen der Sowjetunion und den USA im Berlin-Konflikt die zentrale Rolle. Auch die Intentionen Ayub Khans beim Staatsbesuch in der BRD zu Anfang des Jahres 1961 wurden speziell mit Blick auf die bilaterale Unterstützung des Landes als Versuch, weiteres Geld für das eigene Land zu erpressen, gesehen. Die Benachteiligung westdeutscher Firmen bei der Vergabe von Aufträgen bei Großprojekten zum indisch-pakistanischen Bewässerungssystem, die die finanzielle Beteiligung der BRD bei diesem international geförderten Projekt ausgleichen sollte, verstärkte den negativen Eindruck.<sup>145</sup>

Auch Korrespondenten der ZEIT wie Berg wiesen bei Nehrus außenpolitischer Konzeption der friedlichen Koexistenz auf das pragmatische Motiv hin: „Sie gab Indien die Rechtfertigung, aus beiden Lagern der gespaltenen Welt Hilfe zu beziehen.“<sup>146</sup> Erhard kritisierte bereits 1957 öffentlichkeitswirksam in der ZEIT die Praktiken der Regierungen Asiens, Afrikas und Lateinamerikas und führte als weitere Argumente ins Feld:

Die Zeit, in der sich die Politiker der unterentwickelten Länder zwischen den Fronten bewegen zu können glaubten, um womöglich Honig aus allen Blüten zu saugen, dürfte auch ihrem Ende zugehen, denn sie erwecken damit zwangsläufig Mißtrauen und dies ist die schlechteste Vertrauensgrundlage für kreditwirtschaftliche Aktionen oder Investition.<sup>147</sup>

Er forderte von den umworbenen Ländern eine eindeutige Haltung Richtung Westen. Die Kriterien für die Auswahl der zu unterstützenden Länder waren auch Teil der Debatte nach der Belgrader Konferenz der Blockfreien

---

<sup>144</sup> N.N., Lästiger Argwohn. In: Die Zeit, 5.8.1966.

<sup>145</sup> N.N.: Nicht böse gemeint. In: Der Spiegel, 11.1.1961.

<sup>146</sup> Berg, Fazit nach dem Goa-Streit. In: Die Zeit, 5.1.1962.

<sup>147</sup> Erhard, Hilfe für Entwicklungsländer. In: Die Zeit, 5.12.1957.

1961. „Die Zeiten der Erpressung sind vorbei“, so fasste der Wirtschaftswissenschaftler Lutz Köllner (geb. 1928) in der ZEIT die Ergebnisse der Konferenz der Bretton-Woods-Institute in Wien und der Konferenz in Belgrad zusammen. Er bezog sich dabei auf die Kritik des scheidenden Präsidenten der International Finance Corporation, Garner, an der Währungspolitik der sog. Entwicklungsländer sowie auf die Wiederaufnahme der Atomwaffenversuche der UdSSR.

Die politische Ohnmacht der Neutralen war im gleichen Augenblick offenbar geworden wie ihre finanzielle Abhängigkeit von den Staaten des Westens. Die Frage muß gestellt werden, ob die westliche Politik es sich leisten kann, ihre Auslandshilfe in dem geschilderten Sinne neu auszurichten. Bisher fürchtete man stets, Bittsteller aus den Entwicklungsländern durch einen abschlägigen Bescheid in die Arme der Russen zu treiben. Wie unbegründet diese Furcht war, wird ersichtlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß selbst nach vorsichtigen Schätzungen die westliche Welt mit sicherlich mehr als 150 Mrd. Dollar Entwicklungshilfe seit Ende des letzten Krieges mindestens das 15 bis 20fache dessen leistete, was die Sowjetunion in der gleichen Zeit aufbrachte. Offenbar schätzt man die Chancen der Russen jetzt realistischer ein, indem man sich selbst und den Entwicklungsländern klarmacht, daß sie die Summen, wie sie sie bisher von den Ländern des Westens erhielten, von der Sowjetunion überhaupt nicht erwarten können.<sup>148</sup>

Köllner forderte deshalb eine eindeutige Außenpolitik und „eine straffere Währungspolitik“.<sup>149</sup>

Aber bereits 1960 entlarvte Augstein in seiner Aliasform als Jens Daniel nach der Anerkennung der DDR durch den Regierungschef von Guinea, Sekou Touré, die westdeutsche Politik der Bedrohung und Bestrafung als selbstgemachte Form der Erpressbarkeit, die – statt zu agieren – auf die Aktionen der DDR in den Ländern Asiens und Afrikas reagierte. Er beurteilte gerade die Entscheidung Tourés als Alternative zu Ländern, die mit Blick auf mögliche Vorteile die Anerkennung der DDR hinauszögerten.<sup>150</sup> Er machte damit indirekt eine Redaktionspolitik deutlich, die zur Erhöhung der Auflagenstärke auch nicht vor eher populistischen Stellungnahmen zurückschreckte, denn die Redaktion änderte ihren Blick auf Politiker, die sich der

---

<sup>148</sup> Köllner, Der Westen sitzt am längeren Hebel. In: Die Zeit, 20.10.1961.

<sup>149</sup> Ebenda.

<sup>150</sup> Augstein/Daniel, Ausgerechnet Bananen. In: Der Spiegel, 16.3.1960.

DDR und dem Ostblock annähernten, nicht.<sup>151</sup> Das Opfer-Bild der bundesdeutschen Gesellschaft durch Willkür und Erpressung wurde noch dadurch ergänzt, dass Aufträge zwischen ehemaligen Kolonien und Kolonialherren vergeben und die westdeutschen Unternehmen übergeben wurden.<sup>152</sup>

Der bekannte Karikaturist Hanns Erich Köhler (1905–1983) zeichnete in der Nachkriegszeit hauptsächlich für die WELT, ab Ende der 1950er Jahre bis Anfang der 1970er Jahre für die FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG. Die selbst kaum zu überwindende Notlage der deutschen Gesellschaft, die Konkurrenz zwischen BRD und DDR, wurde aus Sicht Köhlers politisch und moralisch von Vertretern Asiens und Afrikas ausgenutzt. Das Verhältnis zwischen der BRD und der sog. Dritten Welt implizierte Unschuld, Ohnmacht und Hilfslosigkeit auf der eigenen Seite und eine Verwerflichkeit und Mächtigkeit auf der anderen Seite. Die Darstellung der afrikanischen und asiatischen Politiker lässt zudem durch die Größe der Hände, Länge der Arme und die Haltung der Beine Assoziationen mit Affen zu. Die zivilisatorische Unterlegenheit wurde so über die Nichteinhaltung von Normen wie Fairness ausgedrückt (Abb. 13).

Das Motiv der Erpressung mit Blick auf Indien schwand zwischen 1969 und 1973 eher langsam mit einer veränderten Außenpolitik der BRD unter der Regierung Brandt-Scheel. Sie beinhaltete eine Annäherung an die DDR und den Wunsch, diplomatische Beziehungen mit dem potentiell zukünftigen Wirtschaftspartner China einzugehen.<sup>153</sup> Die Zurückhaltung der indischen Regierung nach der Wiederaufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen Bonn und Belgrad begründete Rolf Zundel, Mitarbeiter der ZEIT-Redaktion in Bonn 1969, wohlwollend damit, dass die Entspannungsbemühungen nicht mit einer Anerkennung der DDR torpediert werden sollten.<sup>154</sup> Der Konkurrent DDR ließ aus der kritischen Sicht der SPIEGEL-Redaktion beim Systemwettkampf um die Gunst indischer Politiker westdeutsche Journalisten und Bürger, Diplomaten und Politiker von langweilig über arrogant bis rassistisch und die sog. Entwicklungshilfe als kapitalistische Ab-

---

<sup>151</sup> Sukarno: N.N., Revolution statt Reis. In: Der Spiegel, 22.4.1964. Afrika allgemein: N.N., Tote im See. In: Der Spiegel, 29.1.1964. Ben Bella: N.N., Treuer Freund. In: Der Spiegel, 20.5.1964.

<sup>152</sup> Brawand, Wer niemals eine Schraube sah. In: Der Spiegel, 23.10.1967.

<sup>153</sup> Siehe auch Augsteins Kommentar zur Anerkennung der DDR durch Kambodscha und einer geänderten Haltung zu China. Augstein, Dein Land, das unbekannte Wesen. In: Der Spiegel, 23.6.1969.

<sup>154</sup> Zundel, Das Ende der Doktrin. In: Die Zeit, 6.6.1969.

zocke erscheinen. Die Beziehungen zu Indien waren so nur Mittel zum Zweck, um dem politischen Gegner BRD zu schaden.

Am meisten aber beeindruckt die DDR Indien durch ihre Handels-Usancen. Anders als bei dem Milliarden-Gläubiger Bundesrepublik ist die Bilanz des DDR-Handels mit Indien offiziell ausgeglichen. Und anders als die Bundesrepublik, die Zinsen und Kredite in knappen Mark und Dollars zurückfordert, akzeptiert die DDR von den Indern Rupien (die im westlichen Ausland wertlos sind). [ ... ] Die im Handel verdienten Rupien steckt die DDR in politische PR-Feldzüge.<sup>155</sup>



„Tja, Mr. Michel West, dort drüben ist eine deutsche Realität, und Sie sind die andere — einen Scheck, please!“  
Frankfurter Allgemeine

Abb. 13 aus: N.N., Der Friedensmacher. In: Der Spiegel, 20.9.1961, Karikaturist Hans Erich Köhler, © Wilhelm-Busch-Gesellschaft e.V., Hannover 2015.

<sup>155</sup> N.N., Geschenk erbeten. In: Der Spiegel, 20.10.1969.

Die SPIEGEL-Redaktion erhoffte sich mit der geänderten Haltung der Regierung unter Brandt und Scheel auch, dass die von der Zwangslage der Bundesrepublik profitierenden Länder – wie beispielsweise Indien – endlich die verdiente Quittung erhielten.<sup>156</sup> Indische Medienakteure wie „die mittellose Herausgeberin und Indira-Gandhi-Freundin Aruna Asif Ali und ihr bankrotttes Unternehmen“ wurden noch 1970 als Profiteure der deutsch-deutschen Konkurrenz verurteilt, die die Bundesrepublik in einem schlechten Licht darstellten.<sup>157</sup> Nachrichten über Proteste indischer Bauern über nichtfunktionsfähige Traktoren aus der DDR und ein daraus resultierender Auftrag für einen westdeutschen Lieferanten waren im propagandistischen Krieg zwischen DDR und BRD Balsam auf die verletzte westdeutsche Seele in den Beziehungen zu Indien auch noch 1971, ein Jahr vor der Anerkennung der DDR durch Indien.<sup>158</sup> Der unautorisierte Dienstleister am westdeutschen Generalkonsulat in Bombay reichte auch noch 1972 soweit, dass DDR-Broschüren eingesammelt und abgekauft wurden.<sup>159</sup>

Die Ablehnung der entwicklungspolitischen Maßnahmen basierte auf einer grundsätzlich fehlenden Wahrnehmung von historischer Verantwortung. Der vordergründig geäußerte Wille einer Unterstützung aus zivilisatorischer Notwendigkeit ließ auf der anderen Seite Raum für ein Erkennen des Unwillens, ausgedrückt durch Erpressung und Willkür.

Die falsche Verwendung der Gelder für Kriege stellte einen weiteren Topos in der Debatte um „den Sinn von Entwicklungshilfe“ dar. Konflikte in der Phase der Dekolonisation und verstärkt durch den Ost-West-Konflikt ließen in Ländern Afrikas und Asiens über viele Jahre Flüchtende, Zerstörung und Elend zurück. Mitte der 1960er Jahre übernahmen in sechs afrikanischen Ländern Militärregime die Macht. Die Folgen der Kolonialherrschaft wirkten sich aus Sicht der Redakteure in mangelndem Staatsgefühl und damit labilen demokratischen Staatsgebilden aus. Die Verantwortung wurde zumeist bei Politikern und Freiheitsidolen der ersten Stunde wie Kwame Nkrumah oder Sukarno gesehen. Die Kontakte zum kommunistischen

---

<sup>156</sup> Augstein, Zwei Staaten deutscher Nation. In: Der Spiegel, 3.11.1969.

<sup>157</sup> N.N., Freibier und Whisky. In: Der Spiegel, 23.2.1970.

<sup>158</sup> N.N., Geist aufgegeben. In: Der Spiegel, 19.4.1971. Siehe auch den Artikel der Spiegel-Redaktion zum propagandistischen Feldzug der DDR und den Absichten. N.N., Geld und Geist. In: Der Spiegel, 1.3.1971. Die Absage der Feierlichkeiten der DDR zum Tag der Republik am 7.10. in Indien und die Spende der Gelder für die Ost-Pakistan-Flüchtlinge durch Herbert Fischer. Vgl. auch N.N., Mehr Publicity als Hilfe. In: Der Spiegel, 18.10.1971.

<sup>159</sup> Der Artikel bezog sich auf eine Fernsehsendung zur fehlgeleiteten deutschen Kulturpolitik am Beispiel Indiens. N.N., Deutscher Dienstleister in Bombay. In: Die Zeit, 25.2.1972.

Feind wurden ihnen zudem nicht verziehen.<sup>160</sup> Dem Militär kam auch aus Sicht Gresmanns von der ZEIT-Redaktion die Rolle „des Ordnungstifters und Schiedsrichters“ zu, dessen natürliche Aufgabe es war, den Boden für eine antikommunistische zivile Macht vorzubereiten.

Andererseits mutet es töricht an, jeden Militärputsch sogleich mit dem Stigma des politisch Verderblichen zu belegen: hier werde die Demokratie mit Füßen getreten. Ein derart pauschales, moralisierendes und allein aus der westlichen Tradition abgeleitetes Urteil wird der nachkolonialen Wirklichkeit nicht gerecht. Vielmehr scheint es, daß viele der politisch gestaltlosen, gesellschaftlich traditional gebundenen und wirtschaftlich labilen jungen Staaten nahezu zwangsläufig eine Phase autoritärer, weder von Korruption noch von internationalen Ambitionen bedrohter Militärherrschaft durchlaufen müssen. Denn nur so läßt sich eben das herstellen, was zu bewerkstelligen den zivilen Führern nur selten gelingt: Einheit und Ordnung.<sup>161</sup>

In Nehrus Amtszeit als Premier- und Außenminister der Indischen Union von 1947 bis 1964 fielen drei Kriege – 1947 um Kaschmir, 1961 um Goa und 1962 um die indisch-chinesische Grenze mit China. Der Konflikt um Kaschmir, der nach 1947 noch 1965 und 1999 zu militärischen Auseinandersetzungen führte, bestimmt bis heute das Verhältnis zwischen Indien und Pakistan.

Im Vorfeld der kriegerischen Auseinandersetzungen um Kaschmir in den 1960er Jahren wurde durch britische Vermittlung die Krise um das Gebiet vom „Rann of Kutch“ im April 1965 zwar diplomatisch beigelegt. Dies brachte aber längerfristig keinen Frieden zwischen den beiden Ländern unter der Führung von Lal Bahadur Shastri auf indischer Seite und Ayub Khan<sup>162</sup> auf pakistanischer Seite, sondern leitete stattdessen den zweiten Krieg um Kaschmir vier Monate später ein.<sup>163</sup> Der indisch-pakistanische Krieg, der 1965 ausbrach und bei dem aus Sicht der SPIEGEL-Redaktion Indien den ersten Schritt tat,<sup>164</sup> war Wasser auf die Mühlen der Entwicklungshilfe-Gegner.<sup>165</sup>

---

<sup>160</sup> Gresmann, Die Herrschaft der Generäle. In: Die Zeit, 4.3.1966; Barcata, Ich selbst bin wie ein Kind. In: Der Spiegel, 21.3.1966.

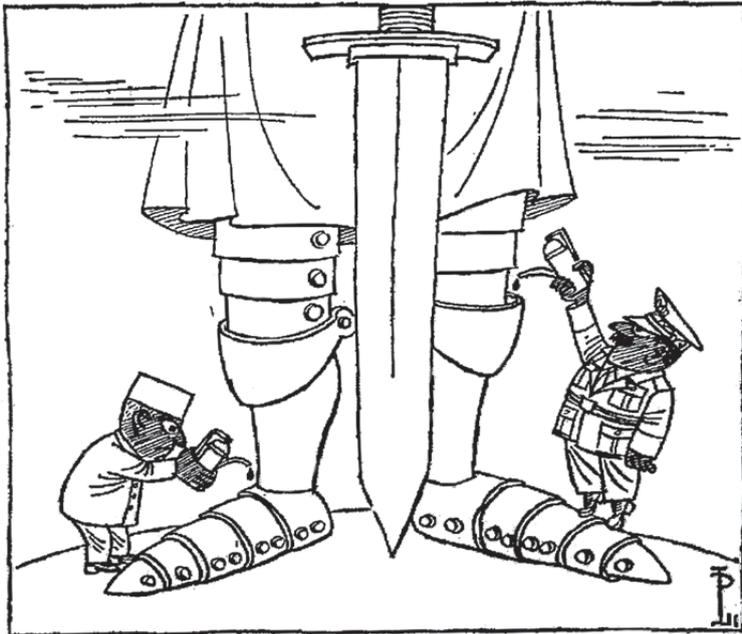
<sup>161</sup> Gresmann, Die Herrschaft der Generäle. In: Die Zeit, 4.3.1966.

<sup>162</sup> Mit vollem Namen Muhammad Ayub Khan.

<sup>163</sup> Vgl. Amin, Pakistan's foreign policy, S. 51.

<sup>164</sup> N.N., Heiliger Krieg. In: Der Spiegel, 8.9.1965.

<sup>165</sup> N.N., Arsenal geleert. In: Der Spiegel, 15.9.1965. Siehe auch N.N., Der arme David und der arme Goliath. In: Die Zeit, 17.9.1965; N.N., Waffen oder Weizen. In: Der Spiegel, 15.9.1965; N.N., Skelette vom Land. In: Der Spiegel 17.1.1966.



Mars in Kaschmir

SZ-Zeichnung: P. Leger

Abb. 14 aus: Süddeutsche Zeitung, 3.9.1965, Karikaturist Peter Leger, © Rechteinhaber konnte nicht ermittelt werden.

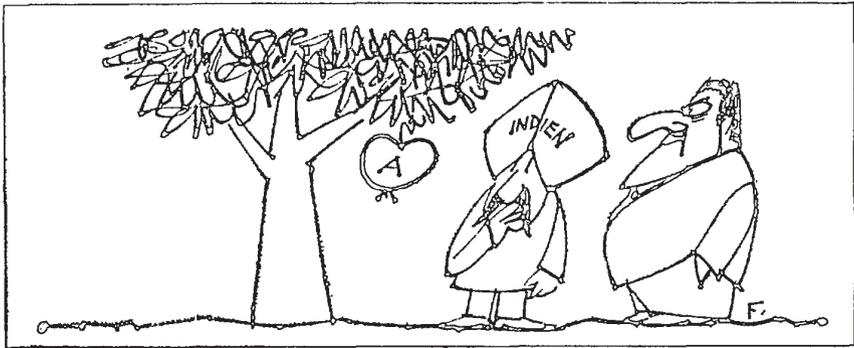
Zynisch schrieb die SPIEGEL-Redaktion: „Die Regierung in Neu-Delhi erwartet von ihren 480 Millionen karg ernährten Untertanen einen besonderen Beitrag zum vaterländischen Krieg. Indira Gandhi, die Tochter Nehrus, forderte die Inder auf, ‚den Gürtel enger zu schnallen‘.“<sup>166</sup> Und mehr noch erregte der geplante Bau einer indischen Atombombe die Gemüter in den Redaktionen von SPIEGEL und ZEIT und schürte Befürchtungen. „Die Kosten zur Entwicklung eines wirkungsvollen Systems von Trägerwaffen für eine Atombombe würden aber Milliarden erfordern, und diese Summe könnten sich die Inder nicht einmal erhungern.“<sup>167</sup> Zudem wurde der indisch-pakistanische Krieg noch fünf Jahre später als sinnlos und ergebnislos thematisiert.<sup>168</sup>

<sup>166</sup> N.N. Unter Kameraden. In: Der Spiegel. 22.9.1965.

<sup>167</sup> N.N., Baut Indien Atombomben? In: Die Zeit, 26.11.1965.

<sup>168</sup> N.N., Schalom und Salam. In: Der Spiegel, 17.8.1970.

Der Karikaturist Paul Flora (1922–2009) griff die Mitte der 1960er Jahre erkennbaren Befürchtungen zu einer atomaren Bewaffnung Indiens durch die Provokationen Pakistans und zu möglichen nicht kontrollierbaren Folgen auf. Er nutzte dazu das bekannte biblische Motiv vom „Sündenfall“ mit den katastrophalen Auswirkungen für die Menschheit (Abb. 15).



Sünder in spe

Die Zeit

Abb. 15 aus: N.N., Neun bis 1970. In: Der Spiegel, 6.1.1965, Karikaturist Paul Flora, © Paul Flora Nachlassgesellschaft 2015.

Aber auch die BRD wollte im Club der Atomkräfte mitspielen. Im Zusammenhang mit der reduzierten Möglichkeit der Bundesrepublik einer atomaren Aufrüstung durch Ankauf – Selbstherstellung war den „erfinderischen“ Deutschen mit dem Beitritt zur NATO 1955 verboten worden – stellte die SPIEGEL-Redaktion eine Beziehung zu Indien her, das innerhalb von drei Jahren dazu fähig sein würde.<sup>169</sup> Fast zeitgleich wurde von der Redaktion eine heimische Forschungsmisere diagnostiziert.<sup>170</sup> Sie berichtete zudem bereits 1965 von weiteren potentiellen „Dritte-Welt-Atomkräften“.<sup>171</sup>

Die teilweise paradoxen Ängste in der westdeutschen Gesellschaft, die sich nach den mageren Jahren der Nachkriegszeit in den 1960er Jahre in einer Periode von stetig steigendem Wohlstand gekoppelt mit sozialer Sicherheit befand, manifestierten sich in der Einstellung zur Entwicklungspolitik der Bundesregierung. Sie verursachte aus medialer Sicht unkontrollierbare Kosten für die BRD, oder wurde hinsichtlich der Kriege wie zwischen Indien

<sup>169</sup> N.N., Drei Worte vergessen. In: Der Spiegel, 11.8.1965.

<sup>170</sup> N.N., Verblasster Glanz. In: Der Spiegel, 21.2.1966.

<sup>171</sup> N.N., Neun bis 1970. In: Der Spiegel, 6.1.1965.

und Pakistan 1965 oder in Nigeria 1967/68 als Impuls wahrgenommen, der in den sog. Entwicklungsländern in die falsche Richtung ging. Auch interessierte Kreise im Finanzministerium schienen maßgeblich daran beteiligt, die Kritik an der Höhe von Entwicklungsgeldern zu intensivieren.<sup>172</sup> Rüstung und Kriege ergänzten so die Wahrnehmung eines mangelnden guten Willens der sog. Nehmerländer, die diese Leistungen nicht verdient hatten. Die internationale Position der BRD bei der atomaren Aufrüstung verstärkte das Gefühl von Ohnmacht und Zurücksetzung.

### 3.5 Kaschmir und Sikkim aus Sicht von Klaus Natorp 1965

Klaus Natorps erste Erfahrungen in Indien im Zusammenhang mit dem Staatsbesuch von Bundespräsident Lübke im Jahr 1962 waren bestimmt von intensiven Eindrücken, die der Journalist verarbeiten musste. Die Reise weckte in ihm das Interesse, mehr von diesem aus seiner Sicht für die BRD wichtigen Land und der Bevölkerung erfahren zu wollen. Nach seinen Erfahrungen im Frühjahr in Afrika, die in einem notgedrungen spontanen Aufbruch in Ghana geendet hatten, konnte er sich wenige Monate später als Deutscher in Indien erwünscht fühlen.<sup>173</sup> Über welche perzeptiven Ebenen aber beurteilte der Journalist die Kämpfe von Teilen der Gesellschaft Kaschmirs gegen Indien? Wie bewertete er die Dominanz Indiens in Sikkim?

Während seines zweiten Aufenthalts in Indien 1965 kam er in Kaschmir in Kontakt mit der dortigen Opposition, fuhr in das kurz vorher befriedete Kampfgebiet und konnte nicht viel später in Sikkim den Maharadscha interviewen. Die Artikel von Klaus Natorp zur Situation in Kaschmir sind hinsichtlich ihres doppelten Aussagewertes von besonderer Bedeutung, denn der Journalist selbst wurde konfrontiert und konfrontierte wiederum die deutschen Leserinnen und Leser mit einem Indien, das so gar nicht in das Bild der Deutschen von den Idealen der Gewaltlosigkeit eines Mahatma Gandhi passte und die Argumente der Entwicklungshilfe-Gegner verstärkte.<sup>174</sup>

---

<sup>172</sup> Vgl. Hein, *Die Westdeutschen*, S. 100.

<sup>173</sup> Vgl. den Artikel „Is Klaus a spy?“, Zeitschrifteninstitut Dortmund, Nachlass Klaus Natorp.

<sup>174</sup> Natorp, *Schwere Unruhen in der Hauptstadt Kaschmirs*. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 11.10.1965; ders., *Neue blutige Zwischenfälle in Srinagar*. In: *Frankfurter Allgemeine*

Bei Natorps Ankunft Anfang Oktober in Neu-Delhi waren die Kampfhandlungen bereits eingestellt worden. Er fuhr daraufhin nach Srinagar, der Hauptstadt des indischen Jammu und Kaschmir, wo er mehrere Tage blieb. Er hatte die von ihm besuchten Regionen bereits vor den Reisen in Hintergrundberichten politisch und gesellschaftlich beleuchtet. Er bestätigte damit die redaktionelle Linie der FRANKFURTER ALLGEMEINEN ZEITUNG mit einer Betonung des Bereichs Bildung.<sup>175</sup>

Fragen zur kaschmirischen Bevölkerung und zur politischen Situation vor Ort hatten Natorp schon vor seiner Reise beschäftigt. Sein Urteil zu Kaschmir und dem indischen Anspruch stand so bei der Ankunft bereits fest: „Für Indien war die unerledigte Prozedurfrage (der Rückzug der pakistanischen Truppen aus Kaschmir) ein willkommener Vorwand, um von dem zwar zugesagten, aber in Wirklichkeit unerwünschten Plebiszit loszukommen.“<sup>176</sup> Dieses Resümee zog Natorp aus der Verzögerung des Volksentscheids durch Indien. Er warf der indischen Regierung trotz des Entgegenkommens von Ayub Khan im indisch-chinesischen Grenzkrieg 1962 Kompromisslosigkeit gegenüber Pakistan vor. Der Konflikt im „Rann of Kutch“, kurze Zeit vor dem zweiten Krieg zwischen Indien und Pakistan im April 1965, sowie die Entsendung von Partisanen in den indisch besetzten Teil Jammu und Kaschmirs wurden von Natorp als Protest der pakistanischen Regierung gegenüber der indischen Politik „der vollendeten Tatsachen“ angesehen. „So ist denn der bewaffnete Zusammenstoß, der sich daraus entwickelte, zwar das direkte Ergebnis der pakistanischen Infiltration, in langer Sicht aber auch eine Konsequenz der unnachgiebigen indischen Politik.“<sup>177</sup> Er sah sich als Freund Indiens und Pakistans und warnte vor den Folgen des Konflikts, aus dem in seinen Augen nur China als „der lachende Dritte“ hervorgehen würde. In einem vierseitigen Artikel ging Natorp sehr ausführlich auf die geographische, gesellschaftliche, geschichtliche, wirtschaftliche und politische Situation Kaschmirs ein.<sup>178</sup>

In Kaschmir waren die zentralen politischen Themen seit 1947 die Durchführung einer Volksabstimmung und der Wunsch nach Unabhängigkeit. Neben den großen Problemen, die die Durchführung eines Plebiszits

---

Zeitung, 14.10.1965; ders., Die vorläufig letzte Kundgebung. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19.10.1965.

<sup>175</sup> Neidhardt et al., Einleitung: Die „Stimme der Medien“, S. 25.

<sup>176</sup> Natorp, Der Krieg um Kaschmir. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 7.9.1965.

<sup>177</sup> Ebenda.

<sup>178</sup> Natorp, Krieg um das paradisische Tal von Kaschmir. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 14.9.1965.

aus administrativer und organisatorischer Sicht verursacht hätte, hatte die indische Regierung bereits kurze Zeit später ihre Bereitschaft, die Wahlen durchzuführen, revidiert, da ein Misserfolg befürchtet worden war. Sie versuchte danach auf anderem Wege, Jammu und das Kaschmirtal verfassungsmäßig in die Indische Union einzubinden. Auch in Kaschmir selbst organisierten sich die Anhänger der verschiedenen Richtungen und versuchten, ihre Ziele sowohl auf politischem Wege und später auch mit terroristischen Mitteln durchzusetzen.<sup>179</sup> Von dort also berichtete Natorp kurz nach der Einstellung der Kriegshandlungen über die Situation und konnte mit einem der beiden Vertreter der kaschmirischen Opposition, Mohammed Farouq, sprechen. Er vertrat die jüngere Generation in Kaschmir.

### **Die kaschmirische Opposition in den 1960er Jahren**



Abb. 16: Übersicht zur Opposition in Kaschmir, erstellt von der Autorin.

Farouq führte das Awami Action Committee an, eine Vereinigung konservativer Mohammedaner in Srinagar mit Hauptsitz in der Jama Masjid Moschee. Die Plebiscite Front unter Führung von Sheikh Abdullah bildete die zweite, eher säkulare oppositionelle Bewegung im indischen Jammu und Kaschmir. Farouq, zwar propakistanisch, war in Srinagar geblieben und hatte sich mit den jeweils Mächtigen arrangiert. Der religiöse Führer stand später in einem guten Verhältnis zu seinem Namensvetter Farouq Abdullah, dem Sohn und Nachfolger Sheikh Abdullahs, des kaschmirischen Nationalhelden, genannt „der Löwe von Kaschmir“.

---

<sup>179</sup> Vgl. Rothermund, Krisenherd Kaschmir; Snedden, Would a plebiscite have resolved the Kashmir dispute?, S. 64–86.

Natorp kritisierte indirekt über seine Beurteilung von Farouq die Vermischung des privaten und öffentlichen Bereichs in Kaschmir. Der junge Vorprediger hatte das Amt von seinem Onkel Yusuf Shah geerbt. Yusuf Shah war in den 1930er Jahren mit Scheikh Abdullah in Konflikt geraten und wanderte später nach Pakistan aus. Mohammed Farouq geriet nach dem Rücktritt Farouq Abdulahs als Ministerpräsident von Jammu und Kaschmir 1990 ins Visier muslimischer Terroristen und wurde in den 1990er Jahren mit Beginn der überwiegend gewalttätigen Phase der Rebellion ermordet.<sup>180</sup> Mitte der 1960er Jahre aber schwang in dem Urteil Natorps zu Mohammed Farouq die Kritik an seiner Kompetenz und deren Ursachen mit.

Weder verfügt er über das Wissen und die Bildung des „Löwen“ noch hat er die Ausstrahlung eines wirklichen Volksführers. Obwohl Farouq – in sehr jungen Jahren (durch Erbschaft) zu hohen religiösen Würden gekommen – mit seinem Amte gewachsen ist, muß der jetzt Einundzwanzigjährige noch viel lernen.<sup>181</sup>

Nach seiner Ankunft in Srinagar, konfrontiert mit den dortigen Unruhen, sah der Journalist seine negative Haltung gegenüber Indien bestätigt und informierte die Öffentlichkeit darüber, dass „das Bild, das Delhi von der Situation in Kaschmir gibt, zumindest was Srinagar angeht, nicht richtig ist. [...] Berichte indischer Journalisten an ihre Blätter werden nicht weitergeleitet. Die Erbitterung der Bevölkerung wird dadurch noch größer.“<sup>182</sup>

Natorp konnte seinen Artikel ohne Zensur per Fernschreiben von der örtlichen Poststelle nach Deutschland schicken.<sup>183</sup> Die Veröffentlichung des Artikels hatte weitreichende Folgen für den Redakteur. Nicht nur dass Zulfikar Ali Bhutto, der damalige pakistanische Außenminister, diesen Artikel aufgriff, so berichtete Natorp später, um über die Situation in Kaschmir vor den Vereinten Nationen zu sprechen, sondern er ermöglichte dem Redakteur in den folgenden Jahren einen engeren Kontakt zu dem mächtigen pakistanischen Politiker.<sup>184</sup> Natorp besuchte nach dem bereits im Vorfeld arrangierten Interview mit Mohammed Farouq eine Kundgebung in der Ja-

---

<sup>180</sup> Weitere Ausführungen zu der Entwicklung in den 1990er Jahren bei Rothermund, Krisenherd Kaschmir, S. 74f.

<sup>181</sup> Natorp, Die Opposition in Kaschmir. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung 26.10.1965.

<sup>182</sup> Natorp, Ein Krieg im Kleinstformat. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 11.10.65.

<sup>183</sup> Vgl. zur indischen Pressezensur 1965 auch Stockhausen, Spur im Dschungel, S. 83.

<sup>184</sup> Transkription des Interviews mit Klaus Natorp vom 13.7.2009, S. 25. Brief von Klaus Natorp an die Autorin vom 8.3.2013. Siehe auch Natorp, Bhuttos Weg zur Macht. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 31.12.1971.

ma Masjid Moschee, an der ca. 10.000 Personen teilnahmen. Auf dem anschließenden Rückweg kam es nach anfänglichen Steinwürfen zwischen Jugendlichen und Studenten und der indischen Polizei, in die auch der Journalist geriet, im Verlauf noch zu vielen Todesopfern.

Sowohl Natorp als auch Farouq waren daran interessiert, miteinander zu sprechen. Die Bereitschaft auf Seiten der kaschmirischen Oppositionellen verdeutlichte den auch Natorp bewussten Wunsch, ihr Anliegen medial zu transportieren. Das Treffen mit dem Oppositionsführer war gut vorbereitet worden. Natorp wurde bereits erwartet und in einer mehr als gastfreundlichen Atmosphäre empfangen. Er wurde Zeuge der Begeisterung für seinen Gesprächspartner und die von ihm geführte Bewegung und konfrontiert mit einem Opfer der Gewalt durch die indische Polizei. Im Gegensatz zu seinem amerikanischen Kollegen hatte er neben dem direkten Gespräch mit Farouq auch noch die Möglichkeit, an der Gebetsstunde in der Moschee teilzunehmen. Auch hier wurde für Natorp deutlich, dass er im Zentrum der Aufmerksamkeit stand. „Die meisten Reden werden in Kaschmiri oder Urdu gehalten, einige auch in Englisch, damit der ausländische Zuhörer auch nur ja begreift, worum es geht.“<sup>185</sup> Natorp selbst schien die Absicht hinter der entgegenkommenden Haltung bewusst gewesen zu sein.<sup>186</sup> Der Fahrer seines Taxis kannte sich in den engen Straßen Srinagars gut aus und brachte seinen Fahrgast ungehindert zur Moschee, die er durch einen Seiteneingang und sogar mit Hilfe eines indischen Soldaten, der ihm den Weg wies, betreten konnte. Natorps amerikanischer Kollege aber wurde am Haupteingang der Moschee von den indischen Behörden daran gehindert, der Versammlung beizuwohnen.

Die Ereignisse dieses Tages versuchte Natorp über verschiedene perzeptive Ebenen einzufangen. Er selbst nahm sich als Fremden in einer bedrohlichen Umgebung war. Die Emotionalität der Demonstranten und der Menschen, denen er bei Farouq begegnete, wirkte auf ihn bedrohlich, aber auch zum Teil übertrieben.

Mit theatralischer Gebärde legen zwei Männer von Farouq einen Demonstranten nieder, den die Polizei offenbar mit dem Lahti bewußtlos geschlagen hat. Es dauert Minuten, bis der Ohnmächtige wieder zu sich kommt. Laute Verwünschungen gegen die „indischen

---

<sup>185</sup> Natorp, Die vorläufig letzte Kundgebung. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19.10.1965.

<sup>186</sup> Vgl. Brief von Klaus Natorp vom 25.7.2014 an die Autorin.

Barbaren“ werden ausgestoßen; wild schreiend drängt sich eine exaltierte Gruppe um den Besucher.<sup>187</sup>

Die mehrheitlich jungen Demonstranten und ihre politische Führung schienen für ihn unterschiedliche Ziele zu verfolgen. Zum einen ging es beiden oppositionellen Bewegungen um eine Volksabstimmung in Kaschmir. Die Gruppe um Farouq wollte sich aber auch über den Journalisten medial bemerkbar machen.

Die indischen Soldaten schienen trotz ihrer aus Sicht Natorps brutalen Vorgehensweise gegen die Bevölkerung für den in Not geratenen Journalisten einen Platz der Sicherheit darzustellen. Sie waren es auch, die Natorp einen aus ihrer Sicht lohnenswerten Blick auf die Kriegsschauplätze gewähren wollten.<sup>188</sup> Er wurde zum Haji-Pir-Pass gefahren. Dort hatte die Infiltration pakistanischer Truppen – aufgrund der Nähe zu Srinagar – begonnen und wurde durch einen Vorstoß der indischen Armee von Norden und Süden beendet. Indische Truppen befanden sich nun hinter der Demarkationslinie von 1948.

Natorp fiel die trotz der Höhe von 3.000 Metern noch spärliche Vegetation auf, die er bei der Fahrt auf unbefestigten Wegen beobachten konnte. Die im Gegensatz dazu verfallenen Wege und zerstörten Brückenpfeiler auf der ehemals pakistanischen Seite deutete er als Zeichen des Desinteresses der Pakistaner an der Erschließung der Region.<sup>189</sup> Erst auf seine Nachfragen wurden ihm die hohen Verluste auf indischer Seite bei der erfolgreichen Eroberung genannt. Die indische Armee stellte diesen Pass als militärische, aber auch religiöse Schlüsselstellung dar. Natorp aber fand über Nachfragen bei den Moslems in Srinagar keine Bestätigung für die zweite Behauptung.

Der Reisekorrespondent machte in seiner Berichterstattung zu Kaschmir die verbissene und gewaltsame Politik von indischer Seite deutlich. Er deckte die Behinderung der indischen Presse vor Ort auf und regte damit eine Diskussion in der indischen und internationalen Öffentlichkeit an. Die Suche der kaschmirischen Opposition nach Möglichkeiten, die öffentliche Aufmerksamkeit zu erringen, gelang zudem äußerst erfolgreich über die Berichterstattung von Klaus Natorp. Zurück in Neu-Delhi erhielt er auf Anfrage schnell und unproblematisch einen Termin beim indischen Bundes-

---

<sup>187</sup> Natorp, Die vorläufig letzte Kundgebung. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19.10.1965.

<sup>188</sup> Vgl. hierzu auch Stockhausen, Spur im Dschungel, S. 83.

<sup>189</sup> Natorp, Das Schlachtfeld zur Besichtigung freigegeben. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 20.10.1965.

präsidenten Radhakrishnan im Rashtrapati Bhavan, dem Sitz des indischen Staatsoberhauptes. Auch er war laut Natorp hochinteressiert daran zu hören, was der Journalist in Kaschmir erlebt hatte.<sup>190</sup>



Abb. 17: Klaus Natorp an der Front in Kaschmir nach Eintritt des Waffenstillstands 1965. Quelle: Zeitschriftenarchiv Dortmund, Nachlass Klaus Natorp.

Dass Kaschmir für ihn auch in den nächsten Jahren „der dunkle Fleck auf der sonst ziemlich weißen Weste der indischen Demokratie“ blieb, bestätigten seine Beobachtungen zu den Wahlen 1971 und 1972.<sup>191</sup> Er hob das aus seiner Sicht ambivalente Verhältnis von Nehru und seiner Tochter Indira Gandhi zu Kaschmir über einen Artikel zu den Beratern Gandhis nochmals hervor. Der Vorwurf, den auch bereits Ernst Ettel etwas drastischer Anfang

---

<sup>190</sup> Transkription des Interviews mit Klaus Natorp vom 13.7.2009, S. 16.

<sup>191</sup> Natorp, Kaschmir um eine Hoffnung ärmer. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 10.2.1971; ders., Frau Gandhi auf der Höhe ihrer Macht. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 16.3.1972.

der 1950er Jahre erhob, dass nämlich die persönlichen Beziehungen der ursprünglich aus Kaschmir stammenden Familie von Nehru den Volkstentscheid verhindert hatten und in der Folge zur Unterdrückung der kaschmirischen Opposition führten, griff auch Natorp 1972 in Anbetracht seiner negativen Wahrnehmung des außenpolitischen Konzepts von Indira Gandhi – absichtlich oder unabsichtlich – wieder auf. Er bezeichnete Durga Prasad Dhar, der als Minister in vielen Kabinetten der kaschmirischen Regierung den Anschluss an die Indische Union vollzog, als einen „der eifrigsten Vollstrecker der Kaschmir-Politik Nehrus“. Auch Indira Gandhi machte ihn zum Vorsitzenden des Politischen Planungskomitees im Ministerium für auswärtige Angelegenheiten.

Mit Planung beschäftigt er sich, wie man hört, herzlich wenig, dafür umso mehr mit Sonderaufträgen der Regierungschefin. Er ist nicht nur ein wichtiger Berater in außenpolitischen Fragen, sondern ebenso bei innenpolitischen Problemen. Wo immer es eine heikle Mission zu erledigen gibt, ist D. P. Dhar zur Stelle.<sup>192</sup>

Neben Dhar gehörte für Natorp auch der Diplomat Triloki Nath Kaul zur „kaschmirischen Mafia“. <sup>193</sup> In ihm sah er den Architekten des Freundschaftsvertrages zwischen Indien und der UdSSR Mitte 1971. Über seine politische Laufbahn und seinen Aufenthalt in Moskau zwischen 1969 und 1971 sowie seine besondere Bedeutung für Indira Gandhi schien die Annäherung Indiens an Moskau nicht nur politisch, sondern auch persönlich begründet. <sup>194</sup> Kaschmir – als eines der Hautthemen – und auch Indira Gandhis Sonderberater Dhar, der sich der Rückendeckung Moskaus versicherte, spielten laut Natorp auch bei den indisch-pakistanischen Friedensverhandlungen in Simla 1972 eine bedeutende Rolle. <sup>195</sup> Kaschmir stellte für Natorp „den dicksten Stein auf dem Wege zur indisch-pakistanischen Versöhnung“ dar. <sup>196</sup>

---

<sup>192</sup> Natorp, Die kaschmirische Mafia. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 5.4.1972.

<sup>193</sup> Ebenda.

<sup>194</sup> Natorp berichtete Ende 1972 darüber, dass der indische Botschafter in Bonn, Kewal Singh, diesen wichtigen Posten besetzen werde. Natorp, Wichtiges Amt in Neu-Delhi. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19.9.1972.

<sup>195</sup> Natorp, Indien und Pakistan wieder am Verhandlungstisch. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 28.6.1972.

<sup>196</sup> Natorp, Auf dem Wege. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 4.7.1972.

Natorp stand der indischen Politik gegenüber Kaschmir äußerst kritisch gegenüber. Seine bereits im Vorfeld der Reise gefasste Haltung sah er nach der Reise und im Verlauf der nächsten Jahre bestätigt. Diese Haltung wiederum war verknüpft mit einer Bereitschaft, auf die Opposition in Kaschmir zuzugehen und auch die eher fremde Mentalität und Religion wohlwollend wahrzunehmen und der indischen Seite kritische Beachtung zu schenken.<sup>197</sup> Natorp hatte aber auch die Bevölkerung Kaschmirs im Blick. Die weiteren Folgen der indisch-pakistanischen Auseinandersetzung wurden für ihn im Rückgang des für diese Region äußerst wichtigen Tourismus deutlich. Die Nähe der aus Kaschmir stammenden Politiker zur Nehru-Familie wurde von Natorp erst später negativ beurteilt und die Motive des Festhaltens an Kaschmir schienen auch persönliche Gründe zu umfassen. Die Politiker selbst und im besonderen ihre Verbindungen zur UdSSR schienen 1972 in das Bild von Kaschmir und dem repressiven Verhalten von Seiten Indiens zu passen.

Nach dem Rückflug von Srinagar nach Neu-Delhi gab Natorp der Aufenthalt in der Stadt dann wieder die Möglichkeit, sich mit den Auswirkungen des Krieges auf Politik und Gesellschaft zu beschäftigen. Er besuchte, wie bei jeder Reise, deutsche und indische Journalisten sowie weitere wichtige Kontaktpersonen im Umfeld von Politik und Diplomatie und lernte Gisela Wirsing kennen. In seinen Artikeln beschrieb er die positiven und negativen Folgen des Krieges, den enormen Popularitätsgewinn für Shastri, den Nachfolger Nehrus als Ministerpräsidenten, sowie eine erneute Welle des Zusammengehörigkeitsgefühls innerhalb der indischen Bevölkerung, die ihm bereits bei seinem Besuch 1962 aufgefallen war.<sup>198</sup> Die Konsequenzen in Form von Lebensmittelbeschränkungen oder zukünftigen Einsparungen bei der Landwirtschaft zu Gunsten der Aufrüstung und einer möglichen Intensivierung des Baus einer Atombombe skizzierte Natorp ebenfalls.<sup>199</sup>

Auf Drängen des Presseattachés der Deutschen Botschaft in Neu-Delhi reiste Natorp nach Gangtok und besuchte den Maharadscha sowie die indisch-chinesisch/tibetische Grenze. Seit 1962, nach dem indisch-chinesischen Grenzkrieg, wurde Sikkim am „indischen Flaschenhals“, der an seiner schmalsten Stelle nur 20 km breiten Verbindung zu den im Osten gelegenen indischen Gebieten, eine besondere strategische Bedeutung zu-

---

<sup>197</sup> Vgl. zur Situation in Kaschmir 1957 auch Stockhausen, *Spur im Dschungel*, S. 78–86.

<sup>198</sup> Natorp, Staatsnotstandsessen statt Festbanketten. In: *Deutsche Zeitung*, 3.12.1962.

<sup>199</sup> Natorp, Montags sollen alle Inder fasten. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 5.11.1965.

gemessen. Indische und chinesische militärische Einheiten standen sich im Himalaya gegenüber und es kam im Laufe der Jahre immer wieder zu Gefechten, die auch aufgrund des Ost-West-Konflikts und der Befürchtungen wegen China in der westdeutschen Öffentlichkeit wahrgenommen wurden.<sup>200</sup> Ab 1975 wurde das Land Teil der Indischen Union. Natorp verwies in diesem Zusammenhang 1965 auf den 1950 zwischen Indien und Sikkim geschlossenen Protektorsvertrag, der es der indischen Regierung ermöglichte, eigene Truppen im Land zu stationieren und den Kontakt zum Ausland zu kontrollieren. Bis zu einem gewissen Grad blieb dem Maharadscha im Inneren eine Eigenständigkeit. Um den Ruf einer defensiven Macht im Vergleich zu China zu wahren, wurde von der indischen Regierung auch der Versuch unternommen, die Medien in dieser Hinsicht durch eine großzügigere Vergabe von Einreisegenehmigungen einzuspannen. Natorp hatte eine der von indischer Seite limitierten Einreisegenehmigungen erhalten. Gegen diese Public Relations Maßnahme formierte sich Widerstand im Inneren. Davon erhielt auch Natorp Kenntnis.

Heute ist die bürokratische Hürde nicht mehr so hoch, weil die indischen Informationsbehörden daran interessiert sind, daß überall bekannt wird, wie es in Sikkim aussieht und was es mit den chinesischen Behauptungen auf sich hat, die indischen Truppen entlang der sikkimesisch-tibetischen Grenze seien gefährliche, notorische Störenfriede. Nachdem die Armee einmal mehr als 60 Journalisten an die „Front“ zu fahren hatte, sind allerdings Beschwerden von militärischer Seite in Neu-Delhi eingegangen, daß dies nicht die Aufgabe der Streitkräfte sei. Nun wird das Permit wieder etwas sparsamer verteilt.<sup>201</sup>

Natorp fuhr auf abenteuerlichen Wegen, teilweise unter Lebensgefahr, an den auf 4.500 Metern Höhe gelegenen Teil der Grenze von Sikkim und das von China okkupierte Tibet, um sich ein Bild von der Situation in Sikkim selbst und von der Grenze zu Tibet zu machen. Die strategische Bedeutung Sikkims für Indien schätzte Natorp als sehr hoch ein, sah aber in den Schwierigkeiten Chinas bei der Besetzung Tibets einen Grund, der diese Regierung von einer Okkupation Sikkims abhalten könnte. Chinesische Drohungen zur Aufgabe der indischen Militärstützpunkte in dem strategisch

---

<sup>200</sup> N.N., Die Kanonade von Sikkim. In: Die Zeit, 22.9.1967.

<sup>201</sup> Natorp, Zwischen Indien und China: Sikkim. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 3.12.1965.

wichtigen Himalaya-Staat bewertete Natorp bereits im Vorfeld der Reise als Vorwand Chinas, im Zusammenhang mit dem indisch-pakistanischen Krieg weitere Unruhe in den südasiatischen Raum bringen zu wollen.<sup>202</sup> In einem längeren Artikel gab Natorp zudem – wie auch bei Kaschmir – einen Überblick zu Geographie, Gesellschaft, Geschichte und politischer Situation des Landes.<sup>203</sup>

Schon die strapaziöse und gefährliche Fahrt vom Flugplatz mit Graslandebahn in Bagdora nach Gangtok wurde durch mehrere Passkontrollen unterbrochen. Natorp nahm dies zum Anlass, den indischen Bürokratismus zu kritisieren. Der schlechte Zustand der Straßen sowie seiner Meinung nach auch technische und menschliche Mängel ließen die über vierstündige Fahrt mit dem Jeep zur Hauptstadt Sikkims zu einer Tortur für ihn werden. Im Vergleich zu einem Kollegen konnte Natorp den mangelhaft ausgestatteten Unterkünften in Gangtok entgehen und bei dem indischen Presseattaché B.B. Iyer, den er bereits 1962 in Bonn kennengelernt hatte, unterkommen. Das Gespräch mit Palden Thondup Namgyal, dem höchsten politischen Repräsentanten Sikkims, verlief auch dank der positiven Erinnerungen des Herrschers an einen Besuch in Deutschland ungezwungen, hatte aber das zur Aufrechterhaltung der Position Namgyals notwendige Verhältnis zu Indien sowie die Gefahr durch China zum Hauptthema. Ein kurzes Zusammentreffen mit der Maharani, der Amerikanerin Hope Cooke, und ein gemeinsames Abendessen nach europäischer Art im Palast zu Ehren des Direktors von All India Radio rundeten den Besuch ab.

Natorp beschrieb den Lebensstandard der Bevölkerung in Sikkim im Vergleich zu Indien als gut. Die Ursache lag für ihn in der massiven indischen Unterstützung des kleinen, aber strategisch wichtigen Landes. Auch die Apanage für den Maharadscha wurde über den indischen Staatshaushalt finanziert. Die in Sikkim stationierten Soldaten bewirkten aus Sicht Natorps eine Verbesserung der Infrastruktur, den Ausbau der Straßen und eine kontinuierliche Einnahmequelle für die einheimische Bevölkerung. Die indische Hoheit über den Kleinstaat und seinen Repräsentanten wurde für Natorp auch symbolisch zum Ausdruck gebracht. Er zog in der Beziehung Indiens zu Sikkim Parallelen zur alten Kolonialmacht Großbritannien.

---

<sup>202</sup> Natorp, Das Ultimatum. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 18.9.1965.

<sup>203</sup> Natorp, Was wollen die Chinesen in Sikkim? In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 20.9.1965.

Den besten Ausblick auf das Massiv (den Kandchendzönga, M.F.) hat man allerdings nicht vom Haus des Maharadscha aus, sondern von jener Stelle, wo früher der Repräsentant der britischen Protektoratsmacht residierte. Es verstand sich, daß dieser Platz – getreu der britischen Kolonialtradition – um einiges höher lag als der Palast des Chogyal. Die indische Zentralgewalt, die in Sikkim auf Wunsch des Herrschers die Nachfolge des englischen Kolonialherren antrat, hat an diesem Zustand nichts geändert. Das Machtgefälle in Sikkim könnte nicht sinnfälliger zum Ausdruck kommen.<sup>204</sup>

Die Zufriedenheit der Bevölkerung, so nahm Natorp an, bewirkte die verlangsamtete Entwicklung demokratischer Institutionen. Seine Erklärung widersprach aber gerade der Entwicklung in der eigenen Gesellschaft. Die westdeutsche Gesellschaft hatte in den zwanzig Jahren zwischen dem Ende des zweiten Weltkrieges und dem Ende der christlich-demokratischen Alleinregierung 1966 mit einem Wirtschaftswachstum und gesteigertem Lebensstandard auch eine Pluralisierung der Stimmen und einen Wandel im Demokratisierungsprozess zu verzeichnen. Seine Erklärung basierte somit auf der Wahrnehmung einer eher vorindustriellen Gesellschaft. Natorp verwies auf die Abhängigkeit des Maharadschas und seines Vaters, die einer ethnischen Minderheit in Sikkim angehörten, von den Indern. Dies hatte einen weiteren Ausbau der indischen Befugnisse bewirkt. Die Kritik des Maharadschas an seinen durch Indien eingeschränkten Kompetenzen musste sich somit in Grenzen halten. Natorp fand deshalb abseits des Bedrohungsszenarios durch China noch eine andere Erklärung für die erduldetete Präsenz der Inder durch den Maharadscha.

Zuweilen schwingt beim Maharadscha im Unterton ziemlich deutlich Kritik an der Politik seiner Schutzmacht mit. Offenbar kann er es nur schwer verwinden, daß die indische Zentralregierung in Sikkim praktisch schalten und walten kann, wie sie will. Des Chogyals Herrschaftsbereich ist im Grunde winzig klein, und er stößt immer wieder schmerzhaft an die Grenzen seiner Macht. Auf der anderen Seite ist dem Fürsten jederzeit bewußt, wie sehr er als Herrscher einer Minderheit die Inder braucht.<sup>205</sup>

---

<sup>204</sup> Natorp, Zwischen Indien und China: Sikkim. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 3.12.1965.

<sup>205</sup> Ebenda.

Den Frust über seine teilweise selbst zu verantwortende Abhängigkeit von Indien konzentrierte der Maharadscha in der Wahrnehmung Natorps auf die indische Bürokratie, die für alles Negative verantwortlich gemacht wurde. Das Mitleid Natorps mit dem Maharadscha hielt sich in Grenzen, und auch der Bevölkerung schienen für ihn keine großen Nachteile aus der Präsenz der Inder zu erwachsen. Natorp beendete seinen Artikel in lockerer, distanzierter Form: „Aber am meisten wurmt es den Fürsten, dass er nicht darüber entscheiden kann, wer und für wie lange in sein Reich einreisen darf.“<sup>206</sup>



Abb. 18: Klaus Natorp an der Grenze Sikkim-Tibet, Quelle: Zeitschriftenarchiv Dortmund, Nachlass Klaus Natorp.

Die ebenfalls gefährvolle und anstrengende Besichtigung der chinesisch/tibetischen Grenze am darauf folgenden Tag am Nathu La, dem aus indischer Sicht strategisch wichtigsten Pass, erfolgte zuerst mit dem Jeep und dann zu Fuß auf über 4.500 Meter Höhe und erklärt die positive Wahrnehmung des Journalisten von der eingeschränkten staatlichen Souveränität Sikkims. Natorp konnte sich mit Hilfe der indischen Armee einen Eindruck

---

<sup>206</sup> Natorp, Zwischen Indien und China: Sikkim. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 3.12.1965.

von der Lage vor Ort verschaffen. Die für ihn bedrohliche Situation versuchte der Journalist in eher heiterer Form zu veranschaulichen. „Mit dem Jeep kann man die Strecke in vier Stunden zurücklegen, wenn nicht gerade starker Nebel oder Gegenverkehr ist und kein Erdbeben die Rollbahn blockiert.“ Gut ausgerüstete Soldaten sicherten die Grenze, um einen möglichen Durchbruch der Chinesen in Richtung Ost-Pakistan zu verhindern.

Der Abbruch der Kommunikation zwischen Indien und China hatte aus Sicht des Journalisten auch Konsequenzen für die einheimische Bevölkerung. Die Straße, die Gangtok über den Nathu La mit Lhasa verbinden sollte, wurde auf tibetischer Seite nicht weitergebaut. Die Schließung der Grenze bedeutete auch eine starke Einschränkung für die dort lebenden Menschen.

Dieser Umstand berührte den Journalisten aufgrund der Erfahrungen im eigenen Land weitaus mehr als das Schicksal des Maharadschas. „Seit China mit Indien im Streit liegt, ist nicht einmal mehr der kleine Grenzverkehr erlaubt. Nur ein Maultier mit Post (es bestehen zahlreiche verwandtschaftliche Beziehungen zwischen Sikkim und Tibet) darf ein- oder zweimal in der Woche passieren.“<sup>207</sup>

Die Parallelen zur Situation in Deutschland und eine Verortung von DDR und China auf der einen Seite sowie Sikkim/Indien und der BRD auf anderen Seite waren fast unvermeidlich: eine kleine deutsch-deutsche Grenze am anderen Ende der Welt, die noch bis 2006 die Menschen voneinander trennen sollte.

Die Spannungen zwischen Indien und China wurden von Natorp bereits im September 1965 im Zusammenhang mit dem Ausbruch des zweiten indisch-pakistanischen Krieges thematisiert.<sup>208</sup> Auch die Annexion Tibets kommentierte Natorp kritisch. Für ihn hatte das von China als autonom deklarierte Land im Vergleich zu Sikkim den Status einer Kolonie.<sup>209</sup> Natorp machte deutlich, wie die neuen politischen Konstellationen, die Annäherung Pakistans an die Sowjetunion und vor allem an China, eine Voraussetzung für den Angriff auf Indien gewesen waren. Der chinesische Anteil umfasste dabei allerdings keine Kampfhandlungen, sondern die chinesische Führung versuchte, Indien sowohl moralisch als auch militärisch zu entkräften. Für

---

<sup>207</sup> Natorp, Zwischen Indien und China: Sikkim. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 3.12.1965.

<sup>208</sup> Natorp, Der Krieg um das paradiesische Tal von Kaschmir. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 14.9.1965; ders., Das Ultimatum. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 18.9.1965; ders. Was wollen die Chinesen in Sikkim? In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 20.9.1965.

<sup>209</sup> Natorp, „Autonomes Tibet“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 1.9.1965.

Natorp waren nach seinen Erfahrungen an der Grenze die Chinesen die eigentlichen Aggressoren.

Das einzige, was man der Regierung in Neu-Delhi als „Weichheit“ ankreiden könnte, ist die Tatsache, daß sie die indische Armee anwies, nicht gleich zu schießen, wenn Chinesen einmal über die Grenze kämen. So konnten die „Chinks“ verschiedene Male frech aufrecht gehend einige Meter nach Sikkim hineinkommen. Die Inder ließen sich nicht provozieren, schossen nur zurück, wenn auf sie geschossen wurde. Doch darf man sicher sein, daß die Chinesen, wenn sie wollen, immer einen Vorwand für einen Angriff finden werden.<sup>210</sup>

Natorp transportierte durch seine Berichterstattung von den Aktivitäten der Inder an der Grenze auch die indische Sicht in die westdeutsche Öffentlichkeit: den Willen und das Recht der indischen Regierung und im Besonderen der Armee, die Stellung im von ihnen kontrollierten Sikkim zu halten. Natorp wurde für die Verbreitung dieser Aussage neben der Fahrt auf den 4.500 Meter hohen Pass auch der Zugang in die Unterkünfte der Soldaten gewährt. „„Hier wird der Feind niemals durchkommen“, steht auf einem Spruchband in der Offiziersmesse am Chhangu-See, einige Kilometer hinter der Grenze, ‚Wir werden es schon schaffen‘ in Hindi in einem Unterstand einige hundert Meter von den chinesischen Linien entfernt.“<sup>211</sup>

Bei den Begegnungen in Kaschmir und Sikkim wurde für Natorp bemerkbar, dass der Wille der Beteiligten bestand, den Journalisten beeinflussen zu wollen. Sie sahen in dem nicht-indischen Journalisten einen bedeutenden Überbringer ihrer Botschaften. Die kaschmirische Opposition unter Farouq, im Schatten Sheikh Abdullahs, wollte über Natorp auf sich aufmerksam machen. Über Bhutto ist es indirekt sogar international gelungen. Auch Natorps Bild von Kaschmir und der indischen Politik wurde von der Begegnung und dem Erlebten nachhaltig negativ geprägt und bestätigte bereits im Vorfeld getroffene Urteile. Die Public Relations Maßnahme der indischen Regierung in Sikkim hinterließ auch bei Natorp tiefen Eindruck. Über die Verbindung zu eigenen Erfahrungen wurde von ihm das Erlebte emotional spürbar und schuf Wohlwollen und ein Mitgefühl mit den Menschen, aber auch mit den Maßnahmen der indischen Regierung. Die Erlebnisse an der tibetisch-chinesischen Grenze machten ihn so empfänglich für

---

<sup>210</sup> Natorp, Zwischen Indien und China: Sikkim. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 3.12.1965.

<sup>211</sup> Ebenda.

den indischen Staat im Kampf gegen eine chinesische Bedrohung. Das Bild, das Natorp von Kaschmir und Sikkim zeichnete, ließ eine differenzierte Beurteilung zur Zweckentfremdung der sog. Entwicklungshilfe zu.



Abb. 19: Klaus Natorp vor dem Gedenkstein an der Grenze zu Tibet in Sikkim. Der Gedenkstein erinnert daran, dass Nehru am 18.9.1958 auf seinem Weg von Gangtok nach Bhutan diese Stelle passierte. Quelle: Zeitschriftenarchiv Dortmund, Nachlass Klaus Natorp.

### 3.6 Entwicklungshilfe: Undank und selbstverschuldete Unterlegenheit

Die „Fass ohne Boden“-Metapher in den Debatten um die Verwendung der Gelder bezog sich auf eben diese Zweckentfremdung in den sog. Nehmerländern und auf die Art der Maßnahmen der eigenen Regierung. Ab Mitte der 1960er Jahre standen durch die Zunahme der technischen Hilfeleistungen und eine Attraktivität des Themas „Dritte Welt“ für die Studentenbewegung auch Entwicklungshelfer und -helferinnen und die dazugehörigen Institutionen in einem beschränkten Rahmen im Fokus der westdeutschen

Öffentlichkeit.<sup>212</sup> Guter Wille, Aufrichtigkeit und die Bereitschaft, Entbeh-  
rungen auf sich nehmen zu können und zu wollen, zeichneten die Wahr-  
nehmung von Entwicklungshelfern und –helferinnen in Indien und Afrika  
aus. Die SPIEGEL-Redaktion legte dabei – wie immer – ihren Finger auf  
Missstände und Unzulänglichkeiten, die in diesem Fall eine Planlosigkeit  
und Überbürokratie im Deutschen Entwicklungsdienst betrafen und ohnehin  
schon überforderte und frustrierte Helfer und Helferinnen damit noch  
mehr im Stich ließen.<sup>213</sup> Und auch krisenhafte innenpolitische Entwicklun-  
gen in Indien – hier auch kombiniert mit religiösem Fanatismus – und in  
Afrika ließen ausländische Arbeiter, Entwicklungshelfer und -helferinnen zu  
Opfern statt zu Helfern werden.<sup>214</sup>

Neben den Motiven von Willkür und Erpressung nahm das Motiv des  
Undanks ab Anfang der 1960er Jahre ebenfalls einen breiten Raum ein. Eine  
weitere sowohl von ZEIT- als auch SPIEGEL-Redaktion veröffentlichte Ka-  
rikatur wiederum von Hanns Erich Köhler drückte erneut eine Täter-Opfer-  
Wahrnehmung aus und machte in dieser Hinsicht ebenfalls eine gemeinsa-  
me negative Grundhaltung der beiden Redaktionen gegenüber entwick-  
lungspolitischen Maßnahmen deutlich (Abb. 20).

Köhler kritisierte dabei in einem sarkastischen Stil besonders das An-  
tragsprinzip, das dem sog. Nehmerland die Auswahl der zu fördernden Pro-  
jekte überließ. Diesen Umstand sah er als Ursache für die fehlgeschlagenen  
westdeutschen, britischen und US-amerikanischen Investitionen an, für de-  
ren Misserfolg wiederum das sog. „Geberland von Entwicklungshilfe“ ver-  
antwortlich gemacht wurde. Zweifel an der so wahrgenommenen  
Gutmütigkeit und zivilisatorischen Überlegenheit der eigenen Gesellschaft  
sowie an der eigenen Identität als Opfer wurden dadurch zerstreut, dass die  
Gesellschaften Asiens und Afrikas wiederum als minderwertig und undank-  
bar diskriminiert wurden. Entwicklungspolitische Maßnahmen erschienen  
so losgelöst von sozialen und politischen Verflechtungen bedingt durch Ko-  
lonialismus, Ost-West-Konflikt und Dekolonisation.

---

<sup>212</sup> Vgl. Weitbrecht, Aufbruch in die Dritte Welt.

<sup>213</sup> N.N., Immer bescheiden. In: Der Spiegel, 13.3.1967.

<sup>214</sup> Die kommunistisch motivierten Ausschreitungen in Westbengalen betrafen neben Einheimischen auch einen britischen Ingenieur des Stahlwerks in Durgapur. Vgl. N.N. Schwimmen im Blut. In: Der Spiegel, 11.12.1967. Der spanische Jesuiten-Pater Vincent Ferrer, dessen Entwicklungshilfemaßnahmen effizient für die Bevölkerung dargestellt wurden, wurde, so die Spiegel-Redaktion, auf Druck „religiöser Fanatiker und fanatischer Nationalisten“ ausgewiesen. Vgl. N.N., Wasser statt Worte. In: Der Spiegel, 8.7.1968. Zur Arbeit von Ferrer: N.N., Unsere liebe Frau im Schnee. In: Der Spiegel, 1.9.1969.

### 3.6 Entwicklungshilfe: Undank und selbstverschuldete Unterlegenheit

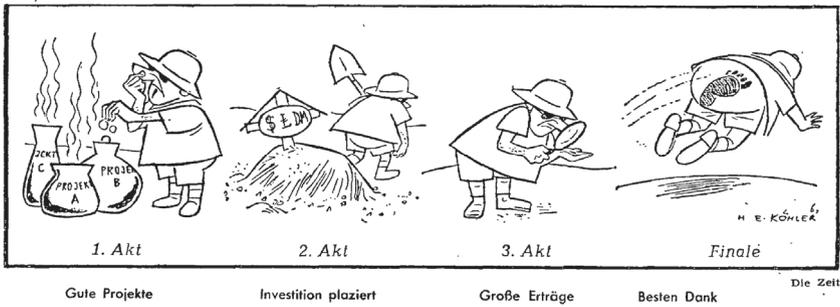


Abb. 20 aus: N.N., Milliarden in den Busch, 16.5.1962, Karikaturist Hanns Erich Köhler, © Wilhelm-Busch-Gesellschaft e.V., Hannover 2015.

1962 wurden nach „dem Afrika-Jahr“ 1960 in der politischen Öffentlichkeit die Forderungen vieler unabhängiger Staaten nach finanzieller Unterstützung durch die BRD wahrgenommen. Ein mit Walter Scheel geführtes Gespräch der SPIEGEL-Redakteure Erich Böhme und Helmut Grassmann konzentrierte sich unter Verwendung eindeutig negativer Karikaturen auf die Art der Verwendung von Geldern mit entwicklungspolitischer Funktion sowie auf die Methoden bei der Auswahl der Länder. Der Unwille des Staates gegenüber Zugeständnissen an die eigene westdeutsche Gesellschaft diente als weiteres Argument. Das Motiv von Undank gepaart mit Neid war bei den Vorwürfen gegenüber den Ländern Asiens und Afrikas und auch gegenüber der Entwicklungspolitik der eigenen Regierung sichtbar. „Das Misstrauen gegen Ihre Politik rührt doch in erster Linie daher, dass die Bundesregierung in der Entwicklungshilfe eine Großzügigkeit an den Tag legt, die sie den eigenen Steuerzahlern versagt.“<sup>215</sup> Zudem reichte die Verschwendungssucht einzelner Personen oft für eine Generalabrechnung mit der sog. Entwicklungshilfe. Besonders der nicht ausgeführte Kauf eines goldenen Bettes durch die Frau des ghanaischen Präsidenten in London bewirkte zu dieser Zeit heftige Reaktionen in Politik und Presse.<sup>216</sup>

Bereits bei der Diskussion um die Schuldzuweisung in Rourkela Anfang der 1960er Jahre wurde der Topos „eines Mangels an modernem Bewusstsein“ in der indischen Gesellschaft deutlich. Er diente als Vorwurf des Kulturcodes, einer Befangenheit aufgrund der eigenen Kultur, und ermöglichte

<sup>215</sup> N.N., Milliarden in den Busch. In: Der Spiegel, 16.5.1962.

<sup>216</sup> Vgl. Hein, Die Westdeutschen und die Dritte Welt, S. 98/99. Vgl. auch N.N., Milliarden in den Busch. In: Der Spiegel, 16.5.1962.

erst Schuldzuweisungen dieser Art im Rahmen des allgemein gültigen Metacodes der Entwicklung nach westlicher Norm.<sup>217</sup> Der Verweis auf im Vergleich zu den Industrie-Nationen fehlende essentielle Bestandteile der sog. Entwicklungsländer machte die Annahme der natürlichen und nicht begründbaren Überlegenheit der eigenen Gesellschaft deutlich. Diese Ansicht vertrat auch Alfred Michaelis, der den Blick auf die Ursachen des Scheiterns der US-amerikanischen Entwicklungspolitik und mögliche neue Konzepte richtete.

Die neuerdings sich verbreitenden Zweifel an der ganzen Konzeption der Entwicklungshilfe heben die Unvergleichbarkeit des westeuropäischen Wirtschaftswiederaufbaues mit den Verhältnissen in den Entwicklungsländern hervor. Eine erfolgreiche Wirtschaftsentwicklung der betreffenden Länder muß von inneren Kräften getragen sein, wie sie die westlichen Länder und auch Japan hervorgebracht haben. Das Fehlen grundlegender Voraussetzungen kann keinesfalls durch finanzielle Einspritzungen von außen überwunden werden, durch die Übel erfahrungsgemäß häufig nur verstärkt werden.<sup>218</sup>

„Das Dilemma“ beschrieb der Autor in der ZEIT 1962 auch in der Auswahl der zu unterstützenden Länder nach wirtschaftlichen oder nach strategischen Kriterien. Mit Entwicklungstheorien einflussreicher Politiker wie dem US-Wirtschaftshistoriker und Berater von Kennedy, Walt W. Rostow, war die Hoffnung verbunden, durch eine temporäre Vergabe von Kapital und technischem Know-how einen Prozess in Gang zu setzen, der „den wirtschaftlichen Aufstieg zu einer selbstverständlichen Sache“ macht.<sup>219</sup> Die Idee der Entwicklungsstadien, orientiert an historischen Prozessen in Europa, bekam dadurch kurzfristige Nahrung. Und doch blieben Befürchtungen hinsichtlich eines kommunistischen Umsturzes und einer Gefahr für die eigene westdeutsche Gesellschaft:

Ob die Entwicklungsländer von heute die beiden letztgenannten Stadien jemals erreichen werden, ist nicht gewiß. Vielleicht werden sie es, vielleicht auch werden sie einen ganz anderen Weg einschlagen, einen Weg, den bisher noch keine Nation der Welt gegangen ist. Vielleicht werden sie unter dem Druck noch nicht überschaubarer Pro-

---

<sup>217</sup> Zum Kulturcode und Metacode vgl. Rottenburg, Weit hergeholte Fakten, S. 238f.

<sup>218</sup> Michaelis, Die große Ernüchterung. In: Die Zeit, 14.12.1962.

<sup>219</sup> Hartmann, Der Drang zum Wohlstand. Entwicklungshilfe ohne Theorie ist verlorene Liebesmüh. In: Die Zeit, 9.11.1962.

bleme in absehbarer Zeit nicht wesentlich über die Phase des „Take-off“ hinauskommen. Hier grenzt jede Art von Überlegung in reine Spekulation.<sup>220</sup>

Die Berichterstattung der ZEIT-Redaktion konzentrierte sich auf Probleme, die sich für die Journalisten aufgrund der Andersartigkeit der Kulturen und eines fehlenden Wirtschaftsgeistes sowie der politischen Instabilität ergaben. Die ausgewählten Berichte von Entwicklungshelfern, die in dem zum Entwicklungsdienst der katholischen Kirche gehörenden Institut für Handwerker in Köln ausgebildet worden waren, hoben die Schwierigkeiten in den transnationalen Begegnungen aufgrund der verschiedenen kulturellen Erwartungen hervor. Die Entwicklungshelfer in Indien und Afrika nahmen Selbstüberschätzung, Neid und Missgunst wahr.<sup>221</sup> Die Wahrnehmung der Menschen besonders in Afrika auf dem Niveau pubertierender Kinder hielt sich auch in den 1960er Jahren und war Teil eines reaktionären und latent rassistischen Dritte-Welt-Bildes.<sup>222</sup> Pakistan erschien unter diesen Voraussetzungen Anfang der 1960er Jahre als aussichtsreicher Kandidat einer glückenden Umsetzung nach entwicklungstheoretischen Kriterien.<sup>223</sup> Pakistan-Experten wie der Politologe Karl J. Newman, mitverantwortlich für die neue Verfassung Pakistans, warben öffentlich für das Land und seine politische Entwicklung.<sup>224</sup> Wieder tauchte der Vergleich mit der Situation der eigenen Gesellschaft nach dem Ende des Krieges über den Begriff „Marschallplan“ auf. Hatte man damals die Überlegenheit und Meinungshoheit der Amerikaner anerkannt – anerkennen müssen –, so war dies nun die Pflicht der sog. Entwicklungsländer, allen voran „des Sorgenkinds der Entwicklungshilfe“: Indien.<sup>225</sup>

Bei den Erklärungen für die Spaltung der zweigeteilten Welt wurden die Wirkungen von Kolonialismus auf die kolonisierten Gesellschaften vernachlässigt und der Versuch unternommen, das eigene kapitalistische System zu-

---

<sup>220</sup> Hartmann, Der Drang zum Wohlstand. Entwicklungshilfe ohne Theorie ist verlorene Liebesmüh. In: Die Zeit, 9.11.1962.

<sup>221</sup> Stuckmann, Sie glauben, alle Deutschen seien Millionäre. In: Die Zeit, 8.12.1961. Zu den Anfängen der Arbeitsgemeinschaft für Entwicklungshilfe (AGEH) vgl. Hein, Die Westdeutschen und die Dritte Welt, S. 62f.

<sup>222</sup> N.N., Nachruf auf Albert Schweitzer. In: Der Spiegel, 15.9.1965 und Fricke, Hans-Jürgen Wischnewski, S. 37.

<sup>223</sup> Vgl. Pfeffer, Pakistan – Modell eines Entwicklungslandes; Zundel, Eine Idee sucht einen Staat. In: Die Zeit, 4.5.1962.

<sup>224</sup> Newman, Rückkehr zur Demokratie. In: Die Zeit, 31.8.1962.

<sup>225</sup> Leserbrief von Fritz Baade als Reaktion auf die Entwicklungshilfe-Serie des Spiegel. N.N., Wunderland. In: Der Spiegel, 4.12.1967.

dem gegenüber der Ost-West-Systemkonkurrenz zu rechtfertigen. Dies gelang mit der Annahme, dass das kapitalistische Wirtschaftssystem sich in Form von Unternehmen, die auf unterschiedliche Art geleitet werden könnten, global durchsetzen werde und Ost und Süd bisher nicht alle Stadien der ökonomischen Entwicklung vom Früh- bis Spätkapitalismus durchlaufen hätten.<sup>226</sup>

Erklärungen für die Wahrnehmung der Diskrepanz zwischen Arm und Reich in Asien gelangten redaktionsübergreifend immer wieder an den Punkt eines endogenen, in der Gesellschaft selbst verankerten Problems. Zu den Hauptursachen der Verhinderung der nationalen Entwicklung und Wohlstandssteigerung in den Ländern der sog. Dritten Welt zählte die Zunahme der Bevölkerung, die auch als Bedrohung der eigenen Gesellschaft in den westdeutschen Medien wahrgenommen wurde. Ab Beginn der 1960er Jahre stand verstärkt das Thema „Geburtenkontrolle“ im Fokus der Berichterstattung zu Südasien.<sup>227</sup> Der Anstieg der Bevölkerung wurde als ursächlich dafür gesehen, dass Wirtschaftswachstum und Lebensstandard stagnierten. Dabei wurden die Maßnahmen der Regierungen Südasiens kritisch beobachtet und mit denen in anderen Ländern verglichen. Die SPIEGEL-Redaktion brachte es, eine natürliche Überlegenheit betonend, zynisch auf den Punkt.

Das größte Dilemma in den Entwicklungsländern rührt dabei von der größten Leistung der Weißen her: von ihrer Medizin. Früher hielten Seuchen und vor allem hohe Kindersterblichkeit die Zahl der Esser niedrig. Erst die Kunst der weißen Ärzte sowie die moderne Pharmazie lösten eine Explosion der farbigen Bevölkerung aus.<sup>228</sup>

---

<sup>226</sup> Stolze/Jungblut, Wettlauf der Systeme. In: Die Zeit, 5.9.1969.

<sup>227</sup> Ab Mitte der 1960er Jahre mit detaillierten Beschreibungen zur Anwendung und Wirkungen. Siehe hierzu N.N. Schleifen und Spiralen. In: Der Spiegel, 16.5.1966. Vgl. auch Natorp, Unumgängliche Geburtenkontrolle. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 11.11.1967; ders., Jährlich drei Millionen Menschen mehr. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 4.1.1968; ders., Alle anderthalb Sekunden ein Baby. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 29.1.1969; ders., Schreckenszahlen. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 11.5.1970; ders., Niroth soll Indien retten. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 20.10.1970; ders., 546 Millionen Inder. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 14.1.1971; ders., Geburtenwettstreit. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 23.6.1972; ders., Nach uns die Menschen-Sintflut. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 2.8.1972.

<sup>228</sup> Brawand, Wer niemals eine Schraube sah ... In: Der Spiegel, 16.10.1967.

Ab Anfang der 1960er Jahre schwoll die Angst in den westdeutschen Medien und auch bei den Experten an, die eine Apokalypse der globalen und damit auch westlichen Welt vorhersahen.<sup>229</sup> Maßnahmen der Regierungen wie in Indien und Pakistan orientierten sich an der Sicherung des Wachstums als Teil des dominanten Entwicklungsmusters und ließen andere Sichtweisen von Ursachen und Maßnahmen für den Umbau der Sozialverfassung kaum zu. Ängste vor Über- und Unterbevölkerung fanden ihre bildliche Entsprechung in der Relation von Bevölkerung und Raum.<sup>230</sup> Die Vorstellung einer Welt, die vor Menschen „aus allen Nähten platzen wird“, wurde von Isaac Asimov in einem Artikel der ZEIT ins Groteske getrieben.<sup>231</sup> Dahinter standen aber auch zusätzlich in der westlichen Welt Bilder, die eine Zunahme von unterentwickelten Gesellschaften mit rückständigem Bewusstsein gegenüber einer Abnahme von entwickelten Gesellschaften mit modernem Bewusstsein fürchteten und ablehnten.<sup>232</sup> Die Annahme der gefährdeten Überlegenheit durch den geographischen Süden verband sich wiederum mit der Furcht vor einer kommunistischen Bedrohung. Die SPIEGEL-Redaktion griff 1962 das Ergebnis eines UN-Berichts in einem umfangreichen Artikel auf und stellte die Prognose zur Bevölkerungsentwicklung textlich und graphisch in den politischen Ost-West-Rahmen. Im Besonderen die erfolgreichen Maßnahmen zur Geburtenkontrolle in der UdSSR und China, dem politischen Gegner, der sich so langfristig selbst dezimieren würde, wurden den Reaktionen des Papstes und der US-Regierung zum globalen Bevölkerungswachstum gegenübergestellt und mögliche Folgen auch für die westliche Welt problematisiert.

Konnten die europäischen Erdbewohner sich noch vor hundert Jahren angesichts indischer Hungersnöte für materiell desinteressiert erklären, so ist heute das unmittelbare Engagement aller Erdbewohner an Überbevölkerungskatastrophen in beliebigen Ländern der Welt überhaupt nicht mehr in Zweifel zu ziehen: Hungersnöte in Großräumen wie Südasien oder Zentralafrika könnten Machtverschiebun-

---

<sup>229</sup> Vgl. Etzemüller, Ein ewig wählender Untergang, S. 7–8. Zu den zeitgenössischen Experten vgl. Ehrlich, die Bevölkerungsbombe; eine Gegenposition zu Ehrlich und seiner Sicht auf Bevölkerungspolitik und die Situation in Indien nahmen Loesch/Nussbaum ein, vgl. Loesch, Stehplatz für Milliarden, S. 19.

<sup>230</sup> Loesch, Stehplatz für Milliarden, S. 16.

<sup>231</sup> Asimov, Großstadt Gedränge bis auf den Mt. Everest. In: Die Zeit, 30.6.1967.

<sup>232</sup> Elena Schäfer verweist auf diesen rassistischen Gedanken in ihrer Kritik an Jochen Arp und seiner Art der Verteidigung der päpstlichen „Pillenentscheidung“. Schäfer, Weiße Rasse in Gefahr. In: Die Zeit, 23.8.1968.

gen oder gar Kriege verursachen, von deren Auswirkungen jeder betroffen wäre.<sup>233</sup>

Die SPIEGEL-Redaktion unterstellte mit den Reaktionen in den Ländern Asiens und Afrikas einen politischen Missbrauch mit Bezug auf das brisante Thema. „Die Geburtenfreudigkeit wird heute in zunehmendem Maße von den ehemaligen Kolonialvölkern als politische Waffe und der Vorschlag der UNO, die Geburtenfreudigkeit zu bremsen, als teuflischer Anschlag des weißen Mannes auf Leben und Zukunft der Farbigen aufgefasst.“<sup>234</sup> Der SPIEGEL-Redaktion gelang damit eine extreme Art der Fokussierung auf die Befürchtungen und Ressentiments der eigenen Gesellschaft gegenüber der sog. Dritten Welt.<sup>235</sup> Diese von der SPIEGEL-Redaktion als biologische Rivalität bezeichnete politisch gewollte Entwicklung wurde als Bedrohung bestehender Machtverhältnisse und neuer Krisen beschrieben. Ayub Khan und seine Forderungen nach Geburtenkontrolle wurden indirekt als beispielhaft denjenigen von Sukarno gegenübergestellt. Nehrus kritische Haltung zu den seit 1960 angelaufenen staatlichen Programmen gründete sich, so die SPIEGEL-Redaktion, auf eine Hoffnung der Selbstregulierung durch Industrialisierung. Japan wurde bei den Ländern Asiens, Lateinamerikas und Afrikas als beispielhaft präsentiert.<sup>236</sup> Bildungsstand, Gesundheitsvorsorge und staatliche Verwaltung mit dem Ziel der Geburtenkontrolle schienen als Voraussetzung für eine Reduzierung des Bevölkerungswachstums von Bedeutung.

Eine endogen festgemachte Unfähigkeit der sog. Entwicklungsländer diene als Erklärung für das Scheitern der Entwicklungspolitik der USA und seines westlichen Verbündeten BRD bereits Anfang der 1960er Jahre. Die Erwartungen, die sich am Erfolg des Marshall-Plans orientierten, verwandelten sich in Befürchtungen durch die weiterhin bestehende Ost-West-Konkurrenz. Zudem schien sich durch das Bevölkerungswachstum und eine damit einhergehende Verschärfung der sozialen Lage in Ländern wie Indien und Pakistan die Gefahr kommunistischer Umstürze zu vergrößern, aber auch die Angst wurde sichtbar, zukünftig zu einer zwar zivilisatorisch überlegenen, aber nichtsdestotrotz zahlenmäßig unterlegenen Gruppe zu gehören.

---

<sup>233</sup> N.N., Mehret Euch nicht. In: Der Spiegel, 11.4.1962.

<sup>234</sup> Ebenda.

<sup>235</sup> Vgl. dazu die Gegenposition von Abesalom, Der Mythos der Überbevölkerung, S. 113f.

<sup>236</sup> Beispielhaft für das Bild von Japan sei hier auf die Sicht Bodes verwiesen, vgl. Bode, Asiens Antikolonialismus – von Indien her gesehen. In: Merkur 1967, S. 406f.

### 3.7 Eindrücke eines Arztes in Südindien 1966

In Abgrenzung zu professionellen Beobachtern – und wenigen Beobachterinnen – gaben manche Redaktionen auch immer wieder den Wahrnehmungen von Politikern und Privatpersonen zu Südasiens Raum. Allerdings stand die Region und ein Ereignis wie der Krieg zwischen Indien und Pakistan 1965 im Schatten der westdeutschen Berichterstattung zu Vietnam. Auch China rückte durch seinen Aufstieg als dritte Atommacht und mögliche politische Weltmacht mit Blick auf das indisch-pakistanische Verhältnis und Vietnam immer weiter in das westdeutsche öffentliche Interesse.<sup>237</sup> Die Blockfreien – mit Indien, Jugoslawien und Ägypten als Repräsentanten – spielten für maßgebliche Redakteure und die Ausnahmeerscheinung Dönhoff keine bedeutende politische Rolle mehr. Das Treffen der drei Regierungsführungen durch Indira Gandhi, Tito und Nasser 1966 in Neu-Delhi hatte für westdeutsche Betrachter und Betrachterinnen wie sie anachronistische Züge. Indien schien – trotz mahrender Stimmen – nach den Kriegen gegen China und Pakistan in einer internationalen und regionalen politischen Bedeutungslosigkeit zu verschwinden.<sup>238</sup> Die Kritik an der Außenpolitik Ayub Khans und Indira Gandhis, die auch China und die UdSSR als Partner akzeptierten, hielt sich nur durch das Wohlwollen Gandhis gegenüber der Vietnam-Politik Johnsons in Grenzen.<sup>239</sup> Die Nahrungsmittelknappheit und Hungersnot in Indien, die 1964 erneut durch Naturkatastrophen ausgelöst wurde, weckte Mitte der 1960er Jahre zusammen mit Unruhen innerhalb der multiethnischen Gesellschaft erneut Ängste und Befürchtungen in der westdeutschen Öffentlichkeit bezüglich eines kommunistischen Umsturzes.<sup>240</sup> Die Ursachen schienen hauptsächlich endogener Natur zu sein. Politikern wie den Nachfolgern Nehrus, Lal Bahadur

---

<sup>237</sup> N.N., Hauptsache: Die privaten Neigungen. Ein Reisender betrachtet das neue China. In: Die Zeit, 4.3.1966; N.N., Jeden Monat für Mao eine Bombe. In: Der Spiegel, 10.2.1965. USA droht China, sich nicht in den indisch-pakistanischen Konflikt einzumischen. N.N., Quarantäne verhängt. In: Der Spiegel, 22.9.1965.

<sup>238</sup> Dönhoff, Im Zeichen des Dreiecks. In: Die Zeit, 30.12.1966; Ernst Wilhelm Meyer, Nehru wollte ein freies Indien. In: Die Zeit, 18.2.1966; N.N., Reprise in Neu-Delhi. In: Die Zeit, 28.10.1966. Vgl. auch den Kommentar zur zweiten Bandung-Konferenz in Algier. N.N., König der Affen. In: Der Spiegel, 30.6.1965.

<sup>239</sup> H.v.K., Indira Gandhi in Washington. In: Die Zeit, 8.4.1966; N.N., Schönheit an die Front. In: Die Zeit, 23.12.1966.

<sup>240</sup> N.N., Ein böses Omen. In: Die Zeit, 13.5.1966; N.N., Indien hungert. In: Die Zeit, 28.1.1966; N.N., Wasser und Salz. In: Der Spiegel, 12.12.1966; N.N., Nackte und Löwen. In: Der Spiegel, 21.3.1966.

Shastri und Indira Gandhi, wurde eine falsche bzw. nicht konsequente Krisenpolitik angelastet, die aus medialer Sicht nur durch eine harte Hand geändert werden konnte.<sup>241</sup> Die Gründe für den zunehmenden medialen Bedeutungswandel von Indien lagen auch in einer geänderten Wahrnehmung, die sich an einigen der Topoi zur „schädlichen Entwicklungshilfe“ orientierte und eine kulturelle Überlegenheit der eigenen westdeutschen Gesellschaft zusammen mit der Unmöglichkeit einer nachholenden Entwicklung nach westlichen Maßstäben in sich trug.

Die transnationalen Kontakte von Privatpersonen erschienen ab Mitte der 1960er Jahre als Hilfe gebende westliche Fremde für das durch die indische Sozialstruktur zu Schaden gekommene Individuum.<sup>242</sup> Dabei rückte das Elend in Indien meist in den Vordergrund.<sup>243</sup> Werner Helwig nahm bereits bei seinem Aufenthalt in Bombay 1964 die Religion, konzentriert auf den Hinduismus als Synonym der Kultur Indiens, negativ und als lähmendes Element wahr. „Das Hungerindien von heute lebt beziehungslos zu seinen Traditionen. Tradition ist dort nur mehr Gewohnheit, die im Aus- und Nachschwingen begriffen ist wie ein Schwungrad, dessen Motor vorlängst abgestellt wurde.“<sup>244</sup> 1956 verwies bereits der SPD-Politiker Carlo Schmid nach seinem Aufenthalt in Indien und Pakistan auf die zentrale Stellung der Religion als bestimmenden kulturellen Essentialismus der beiden Gesellschaften, deren Bewahrung beim Übergang zu einem rationalen Gesellschafts- und Wirtschaftssystem von ihm als problematisch angesehen wurde.<sup>245</sup> Auch Denis de Rougemont nahm bei seinem Aufenthalt in Bombay 1952 ein fehlendes individuelles Bewusstsein als zentrales Element der hinduistischen indischen Gesellschaft wahr.<sup>246</sup> Klaus Natorp dagegen zeichnete mit der Beschreibung eines Dorfes im Zusammenhang mit dem Be-

---

<sup>241</sup> N.N., Indien in Not. In: Die Zeit, 11.9.1964; N.N., Indisches Elend. In: Die Zeit, 11.9.1964; N.N., Radikal-Kur. In: Die Zeit, 29.7.1966; N.N., Lal Bahadur Shastri. In: Der Spiegel, 17.1.1966.

<sup>242</sup> Kamke, Gandhi bat: Bleib hier! In: Die Zeit, 17.7.1970. Kamke war auch für einen Bericht über Joan Baez verantwortlich, die sie auf ihrer Europa-Tour in Kopenhagen interviewte. Kamke, Song vom Frieden. In: Die Zeit, 19.10.1970. Sie besuchte 1970 Welthy Honsinger Fisher in Neu-Delhi. Die 91jährige US-Amerikanerin hatte sich zur Aufgabe gemacht, das Bildungsniveau der indischen Landbevölkerung zu heben und sie so vor der Ausbeutung durch Mitglieder der eigenen Gesellschaft zu schützen.

<sup>243</sup> Duwe, Teen Take Ka Swang, Die Dreigroschenoper in Neu-Delhi. In: Die Zeit, 15.5.1970.

<sup>244</sup> Helwig, Der Papst in Bombay, S. 690.

<sup>245</sup> Schmid, Indisches Leben ist von Religion durchtränkt. In: die Zeit, 31.1.1957.

<sup>246</sup> Rougemont, Indisches Tagebuch. In: Merkur 1952, S. 42.

such des damaligen Bundespräsidenten Lübke in Indien 1962 das Bild einer zwar armen, aber harmonischen und glücklichen Gemeinschaft.<sup>247</sup>

1966 veröffentlichte die Redaktion der FRANKFURTER HEFTE den Beitrag von Claus C. Schnorrenberger (geb. 1937) über seinen Aufenthalt in Südindien. Der Autor, angehender Arzt und späterer Fachmann für traditionelle chinesische Medizin, beschrieb einem vorwiegend akademischen und an christlichen Werten orientierten Publikum seine für ihn bemerkenswerten Erlebnisse während seines Aufenthaltes am Missionshospital in Vellore in Tamil Nadu, dem ehemaligen Bundesstaat Madras im Südosten Indiens. Ob der knapp 30jährige Arzt über einen Entwicklungsdienst nach Indien gelangt war, ließ der Verfasser selbst offen. Deutlich wird allerdings, dass er sich auch im Norden Indiens aufgehalten hatte. In einer Mischung aus Reisebericht und Untersuchung ließ Schnorrenberger intradiegetisch, ohne eine erklärende Rahmenerzählung, einen Teil seiner Erlebnisse Revue passieren, stellte aber auch in analytischer Absicht die Arbeit eines westlichen Arztes in einem aus seiner Sicht sehr rückständigen Teil des Landes in Form einer medizinischen Fallstudie dar.

Für die Redaktion der FRANKFURTER HEFTE, deren Absicht es war, Aufsätze mit kultureller und politischer Bedeutung sowie christlichem Hintergrund für eine gebildete Gesellschaftsschicht auszuwählen, schienen die Ausführungen des jungen Arztes über das Leben im ländlichen Südindien und die Gegenüberstellung von Christentum und Hinduismus in diese Kategorie zu passen, da sich die Redaktion ansonsten in einem zusätzlichen Kommentar äußern konnte.<sup>248</sup>

Teil der neuen Erfahrungen des Autors mit Indien war es, sich in einer ungewohnten Umgebung nicht auf Bekanntes verlassen zu können: Züge fuhren ohne Vorwarnung ab und hielten nicht unbedingt an jedem Bahnhof, Inder in traditioneller Kleidung entpuppten sich als Rechtsanwälte. Die Arbeit als Arzt in einem nach westlichen Maßstäben gebauten und geführten Krankenhaus gab Schnorrenberger schließlich die gewohnte Sicherheit zurück, die er durch die eigene Sozialisation kannte. Diese Haltung zeigte bereits die deutsche Belegschaft in Rourkela. Die südindische Gesellschaft wurde unter Ausklammerung des Ost-West-Konflikts aus Sicht eines in der westdeutschen Gesellschaft hoch angesehenen Akademikers, der an einem –

---

<sup>247</sup> Natorp, Besuch in Hütten und Palästen. In: Deutsche Zeitung, 6.12.1962.

<sup>248</sup> Die Redaktion schob zum Beispiel dem Aufsatz von Martin Hennike zu Portugal einen erklärenden Kommentar vor. Vgl. Hennike, Portugals geschichtliches Argument. In: Frankfurter Hefte 1966, S. 465.

für das Publikum sicherlich überraschend – modernen Krankenhaus außerhalb einer indischen Großstadt hospitieren durfte, beschrieben und erklärt. Im Wesentlichen stellte der Autor die Errungenschaften der westlichen Moderne der Situation im ländlichen Indien gegenüber. Die schlechten Lebensumstände der Gesellschaft dort waren für ihn vordergründig das Resultat einer falschen und ungenügenden Ernährung und in der Folge einer geschwächten Immunabwehr, die für die Anfälligkeit und Ausbreitung von Krankheiten verantwortlich war. Aberglauben und übersteigerte Religiosität sowie mangelnde Kaufkraft limitierten die Möglichkeiten der Ärzte, die Situation der ländlichen Bevölkerung zu verbessern.

Er griff auf der Basis eines allen bekannten und akzeptierten Metacodes der Entwicklung das Motiv des Tropfens auf den heißen Stein auf, um die Probleme in der Kultur der anderen Gesellschaft zu verorten. „Wie sollen aber die Erkenntnisse und Methoden neuzeitlicher Hygiene in einem Staat verbreitet werden, der zum großen Teil aus Analphabeten besteht, in dem es kaum Radios gibt und dessen Einwohner sechzehn verschiedene Sprachen sprechen.“<sup>249</sup> Die mangelnde Bildung und religiöse Verblendung der indischen Gesellschaft, ungenügende finanzielle Mittel sowie die unbarmherzige Natur stellten dabei weitere große Probleme für die aus der Sicht Schnorrenbergers engagierten Ärzte dar.

Neben der fehlenden staatlichen Absicherung der einzelnen Menschen hob der Autor die Auswirkungen der gesellschaftlichen Normen durch den dominierenden Hinduismus hervor, die er für nicht akzeptabel hielt. An Vergleichen mit anderen Ländern und konzentriert auf die Rolle der Frau machte er die für ihn endogen zu erklärende Rückständigkeit eines Teils der indischen Gesellschaft deutlich und betonte dies im Besonderen durch die Benachteiligung und Gefährdung der Frauen in Südindien. Die Schwangerschaft als von der Frau verinnerlichter gewünschter Dauerzustand und die Vernachlässigung von Mädchen bei Krankheit sollten diese These belegen.

Das Christian Medical College and Hospital stellte durch seinen Ruf und seine Geschichte das Gegenteil zur Situation der ländlichen und größtenteils hinduistischen Gesellschaft in Tamil Nadu dar: Es war modern, von internationalem Ruf und wurde von einer Frau mit Unterstützung christlicher Missionen um die Jahrhundertwende gegründet, um benachteiligten Frauen in der hinduistischen Gesellschaft zu helfen.

---

<sup>249</sup> Schnorrenberger, *Hilfe für die Ärmsten Indiens*. In: Frankfurter Hefte 1966, S. 547.

Für Schnorrenberger hatte sich die christliche Mission als Segen für das hinduistische Indien entwickelt. Er verdeutlichte dies am Beispiel von zwei Inderinnen aus Kerala, die er als zwar nicht welterfahrene, aber dennoch sich ihm als gleichberechtigt wahrnehmende Kolleginnen präsentierte. Schnorrenberger verwies damit auch auf die Bedeutung des Christentums in Südindien, die sicherlich in der westdeutschen Öffentlichkeit eher unbekannt war.

Sie praktizieren am „Christian Hospital“ in Vellore, weil sie dem christlichen Glauben angehören. Stolz erzählen sie: „Unsere Familien sind schon seit fast zweitausend Jahren Christen.“ Ich erfahre, daß der Apostel Thomas im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung von Syrien nach Südindien gereist sei, um hier das Christentum auszubreiten.<sup>250</sup>

Auch Schnorrenberger schien beeindruckt von diesen Ausführungen, die das Bewusstsein einer eigenständigen Identität, losgelöst von europäischer, christlicher Mission, verdeutlichten.<sup>251</sup>

Den gebildeten und modernen indischen Kolleginnen, die aufgrund ihres christlichen Glaubens als Ärztinnen im Hospital arbeiten konnten, stellte der Autor die rückständig wirkenden hinduistischen Patientinnen mit ihren kranken Kindern gegenüber. Die Ursache von Nahrungsmangel und Fehlernährung sah der Autor ebenfalls in den religiösen Überzeugungen der hinduistischen Gesellschaft, die das Töten von Tieren, zu denen auch Schädlinge zählten, und Viehzucht zur Eiweißproduktion verhinderte. Das Fehlen eines modernen Bewusstseins in der hinduistischen Gesellschaft nahm der Autor besonders durch den Kontrast über den christlichen Einfluss in der indischen Gesellschaft war.

Religiöse Vorurteile sind im Süden mächtiger als im Norden. Wie der Tempel beherrschend in der Mitte des südindischen Dorfes steht – im Norden liegt er irgendwo am Rande der Ortschaft –, bilden Frömmigkeit und religiöses Ritual das Zentrum menschlichen Lebens. Durchaus nicht immer zum Wohl des Volkes. Wenn auch die Hindu-Religion tiefste Weisheiten zu verkünden hat, so ist sie doch mit einem Ballast von kindlich erscheinenden Formalitäten beladen,

---

<sup>250</sup> Schnorrenberger, Hilfe für die Ärmsten Indiens. In: Frankfurter Hefte 1966, S. 545.

<sup>251</sup> Vgl. Koschorke, Emanzipationsbestrebungen. Auch Birnbaum verwies bereits 1957 auf die unterschiedlichen Religionsgemeinschaften in Kerala. Vgl. Birnbaum, Wo der Pfeffer wächst ... In: Süddeutsche Zeitung, 25.3.1957.

die vielleicht in grauer Vorzeit einmal ihren Sinn gehabt haben, jetzt aber nur noch aus Traditionsgebundenheit mitgeschleppt werden.<sup>252</sup>

Der Kampf zwischen anachronistischer hinduistischer Traditionalität und indischer Modernität in Form einer aufgeklärten indischen Ernährungswissenschaftlerin und ratlosen Politikern wurde durch Schnorrenberger unhinterfragt über einen Vergleich veranschaulicht. Er verdeutlichte damit auch, dass sich die indische Gesellschaft durch den Metacode der Entwicklung, orientiert an global akzeptierten wirtschaftlichen Maßstäben, in ein kulturelles Dilemma manövriert hatte, indem eine Rückständigkeit der eigenen Gesellschaft nicht nur akzeptiert, sondern auch abgelehnt wurde.<sup>253</sup>

Die Ursachen des Ungleichgewichts von westlicher Moderne und Zivilisation zu indischer Rückständigkeit – als Benachteiligung der Frauen, Festhalten an veralteten Regeln und in Folge mangelnder Nahrung und Bildung – sah der Autor in der Kultur der indischen Gesellschaft und untermauerte dieses Wissen mit statistischen Angaben und Beispielen, die sich an Wissen und Werten seiner Gesellschaft orientierten. Seine Erlebnisse in Großstädten wie Kalkutta und Madras dienten ihm neben seinem eigenen kulturellen Hintergrund und den Kontakten vor Ort in Vellore als Vergleich dazu, die von ihm als extrem wahrgenommene Armut auf dem Land zu erklären. Andere Kriterien, die die Armut auf dem Land hätten erklären können, wie die Landverteilung, Anbaumethoden oder Arbeitslosigkeit, grenzte der Autor für die Erklärung von Hunger und Elend aus seiner Wahrnehmung aus.<sup>254</sup> Während der Krieg zwischen Indien und Pakistan und die bereits im Vorfeld seit 1962 erhöhten militärischen Ausgaben ebenso nicht als ursächlich für den niedrigen Lebensstandard in Südindien angesehen wurden, so waren die staatlichen Maßnahmen im Agrarsektor für den Autor desaströs und bildeten zusammen mit der durch den Hinduismus bedingten Rückständigkeit der indischen Gesellschaft eine fatale Kombination.

Der Hinduismus selbst barg für den Autor noch die zusätzliche Gefahr, dass er auch auf andere Religionsgemeinschaften starken Einfluss ausübte. Essentialisierungen hinsichtlich einer nicht leistungsorientierten und eher

---

<sup>252</sup> Schnorrenberger, *Hilfe für die Ärmsten Indiens*. In: Frankfurter Hefte 1966, S. 544.

<sup>253</sup> „Metacode“ in der Terminologie von Rottenberg als universeller Maßstab, der von allen Beteiligten akzeptiert und in die eigene Kultur übersetzt wird. Vgl. Rottenberg, *Weit hergeholte Fakten*, S. 2, S. 13 und S. 15.

<sup>254</sup> Vgl. dazu den Bericht von Hanns Wienold über Kleinbauern in Nord- und Südindien. Wienold, *Leben und Sterben auf dem Lande*, S. 23–111.

destruktiven indischen Mentalität machten aus dieser Perspektive das Phänomen deutlich.

Als ausländischer Beobachter fragt man: Wie kann es in diesem Land immer wieder zu derartig katastrophalem Nahrungsmangel kommen? Man erfährt von Fachleuten, daß die indische Landwirtschaft in einem miserablen Zustand sei. Es wird nach völlig unzulänglichen Methoden gearbeitet. Tropisches Klima und die nicht sehr unternehmungslustige Natur des indischen Bauern tun ein übriges. Am verderblichsten aber sind wohl die Scharen der Affen, die Heere riesiger Ratten, die Milliarden von Krähen, Spatzen und anderen Schädlinge, die jährlich bis zu einem Drittel der Getreideernte vernichten.

Warum werden sie nicht beseitigt? Eins der obersten Gesetze der Hindus ist „ahimsa“: das „Nichttöten von Lebewesen aller Art“. Dieses magisch-religiöse Tabu würde verletzt, wenn man gegen Schädlinge zu Felde zöge.<sup>255</sup>

Das Übel lag für den Autor – in Abgrenzung zu anderen Personen seiner Generation,<sup>256</sup> in der Religion, der die Mehrheit der indischen Gesellschaft angehörte und der nur mit Bildung und Massenmedien – zur Überwindung von Aberglauben und traditioneller Fixierung – begegnet werden könnte. Die positiven Wirkungen der Missionierung bei Teilen der südindischen Gesellschaft wurden herausgestellt. Die Hauptaufgabe der Ärzte sah Schnorrenberger darin, eine weitere Verschlechterung der Situation aufgrund des ebenfalls aus der religiösen Verblendung resultierenden Bevölkerungswachstums zu verhindern. Als Maßstab dienten das Wissen und die Werte der eigenen Gesellschaft. Wissen und Tradition der fremden Gesellschaft wurden in dieser Hinsicht als anachronistisch und schädlich eingeschätzt. Da sich der Autor in seiner Wahrnehmung nur auf Religion und Kultur konzentrierte, blieben andere Aspekte – wie die Folgen einer Ideologie der inneren Zivilisierungsmission und die Vorteile für eine begrenzte soziale Gruppe – zur Berücksichtigung und Erklärung der Lebensverhältnisse von Armut und Elend unberücksichtigt. Bei seiner Hinfahrt fielen ihm große Monokulturen auf. Der Autor nahm die Anbauflächen scheinbar als Teil der Landschaft wahr. „Vorbei rollt der Express an Zuckerrohr- und Maisfeldern und an den

---

<sup>255</sup> Schnorrenberger, Hilfe für die Ärmsten Indiens. In: Frankfurter Hefte 1966, S. 546.

<sup>256</sup> „Der Indien-Hype“ basierte gerade auf der Bejahung des hinduistischen Glaubens und verdeutlicht die Spannbreite der generationalen Lager der 68er. Ein kurzer Verweis dazu findet sich bei Rau, Indien-Bilder im 20. Jahrhundert, S. 395.

wüsten Trümmerfelsen der Eastern Ghats.<sup>257</sup> Er unterließ es auch, nach dem Sinn und den Konsequenzen dieser Anbauarten zu fragen.

Neben dem von Schnorrenberger als philanthropisch wahrgenommenen Einfluss der westlichen Idee von Moderne und Entwicklung auf die indische Gesellschaft verbargen sich hinter der Fassade von christlicher Nächstenliebe auch Praktiken, die bereits aus dem Kolonialzeitalter bekannt waren. Schnorrenberger war im Außendienst auch für die Lokalisierung von Patienten mit Lepra zuständig. Die Personen wurden dann zur Behandlung, die sowohl orthopädische als auch kosmetische Maßnahmen betraf, in Spezialkliniken gebracht. Diese Behandlungsmaßnahmen dienten der medizinischen Forschung und Lehre, da der Patient nichts dafür zu zahlen hatte. Schnorrenberger verwies darauf. „Viele der neuen Operationsmethoden wurden am ‚Christian Medical Hospital‘ entwickelt und brachten der orthopädisch-chirurgischen Abteilung Weltruf ein.“<sup>258</sup> Die Operation eines Jungen, der an einem Herzfehler litt, war nicht möglich, da dieser die Kosten nicht übernehmen konnte. Die unterschiedliche Abrechnung der Behandlungskosten verdeutlichte verschiedene Ansätze bei Forschung und Behandlung im Krankenhaus. Für die unterlassene Hilfeleistung der Patienten, die nicht unter das Forschungs- bzw. Lehrprogramm fielen, machte Schnorrenberger wiederum den Staat und mangelnde Einkommensmöglichkeiten verantwortlich. Ausgewählte Beispiele wie die Reklamation eines Probanden stellten die Ärzte als humanitär und barmherzig dar und ließen die Inder als unerzogene Kinder erscheinen und stützten den Topos des undankbaren Hilfeempfängers.

So ist es für den Leprösen auf niedriger Intelligenzstufe, der früher nur vom Betteln gelebt hat, eine wahre Katastrophe, wenn er nach einer wiederherstellenden Operation plötzlich mit normalem Gesicht und beweglichen Gliedern dasteht: keiner wird ihm jetzt mehr einen „Bakschisch“ geben, und er selbst hat nie gelernt, etwas Nützliches zu tun.<sup>259</sup>

Die ablehnende und wissende Haltung des deutschen Arztes gegenüber der indischen Kultur und Religion hinderte ihn daran, über neue Erfahrungen zu neuen Erkenntnissen zu gelangen. Er nahm die ländliche Bevölkerung zumeist als Patienten wahr. Erlebnisse, die ihn – wie bei der Zugreise – in

---

<sup>257</sup> Schnorrenberger, *Hilfe für die Ärmsten Indiens*. In: Frankfurter Hefte 1966, S. 543.

<sup>258</sup> Ebenda, S. 543.

<sup>259</sup> Ebenda, S. 547.

eine Position brachten, die er nicht kontrollieren konnte, machten ihn unsicher und erzeugten Stress. Er konnte seinem Wissen und seiner Erfahrung nicht mehr vertrauen. Der Aufenthalt bei einer Familie, die nicht dem typischen Bild des elenden Hindus entsprach, blieb so auch in negativer Erinnerung. Der Fachmann für Ernährungsfragen hatte die Möglichkeit verstreichen lassen, der Zubereitung und Zusammensetzung des angebotenen Essens nachzugehen und so sein Wissen zu den sozialen Gruppen Indiens zu erweitern. Seine Erwartungen, sein Wissen und eine fehlende Akzeptanz anderer kultureller Normen in Indien ließen dies nicht zu.

Man serviert uns Reis und viele kleine Schüsseln mit Beigerichten, die mir wie Feuer im Munde brennen. Mir fällt ein, daß einem zivilisierten Magen die Bekanntschaft mit den Speisen indischer Landbewohner verhängnisvoll werden kann; sicher stecken in jedem Bissen zahllose Krankheitskeime. Ob es gut geht?<sup>260</sup>

### 3.8 Fazit zur Phase der zunehmenden Kritik

Die technischen und mehr noch menschlichen „Pannen“ rund um Rourkela wurden bedingt durch die Hochstilisierung als Systemkonkurrenz mit der Sowjetunion besonders deutlich. Sie verschwanden 1962 hinter dem von indischer Seite eingestandenen fehlenden modernen Bewusstsein und der finanziellen Abhängigkeit vom westlichen Aid India-Konsortium, zu dem auch die BRD gehörte. Das in den 1950er Jahren bemerkbare gemeinsame Zugehörigkeitsgefühl endete spätestens mit dem Dissens über die Deutsche Frage und den Konflikt um Goa. Der Bedeutungsverlust von Nehru wurde verstärkt durch die Verbundenheit der westdeutschen Journalisten mit Portugal als NATO-Mitglied und der Vorstellung von Portugal als vorbildlicher und christlicher Kolonialmacht. Der indisch-chinesische Grenzkrieg erschien schließlich 1962 als „Quittung“ für das als blauäugig bzw. als falsch wahrgenommene außenpolitische Konzept der indischen Regierung.

Die nicht erfolgte schnelle nachholende Entwicklung, verglichen mit dem westdeutschen Wiederaufbau und „dem Wirtschaftswunder“, konnte mit einem defizitären Bewusstsein und gleichzeitiger natürlicher Überlegenheit der eigenen westdeutschen Gesellschaft erklärt werden. Indien bildete in dieser Hinsicht das Paradebeispiel einer rückständigen Gesellschaft, die – bedingt durch endogene Faktoren – weder das gefürchtete Bevölkerungs-

---

<sup>260</sup> Schnorrenberger, Hilfe für die Ärmsten Indiens. In: Frankfurter Hefte 1966, S. 548.

wachstum und damit verbunden auch nicht die Nahrungsmittelsicherung und schließlich das Wirtschaftswachstum in den Griff bekam.

Hilfe für die sog. Dritte Welt fand beim Großteil der westdeutschen Gesellschaft und den Medien keine Unterstützung. Der Eindruck von Erpressung und Willkür entstand bei Politikern und Journalisten im Besonderen durch die außenpolitischen Zielsetzungen der Bundesregierung und beherrschte ab Ende der 1950er bis Anfang der 1970er Jahre die Wahrnehmung von Entwicklungspolitik, entwicklungspolitischen Maßnahmen und von den Ländern Lateinamerikas, Afrikas und Asiens. Speziell das Indienbild nahm durch den propagandistischen Krieg zwischen der DDR und der BRD und eine rigide indische Kaschmirpolitik im Laufe der Jahre Schaden. Pakistan dagegen profitierte durch die prowestliche Haltung der Militärregierung von der Instrumentalisierung der Entwicklungspolitik und spiegelte damit eine Erwartungshaltung wider, die auch in andere Militärregime als antikommunistischer Wall gesetzt wurde und deren Legitimation erklärt. Eine unkritische Auseinandersetzung in der massenmedialen Öffentlichkeit und das relativ große Desinteresse bei Parteien und Bundestag führte zusammen mit der Funktion der Entwicklungspolitik für außenpolitische Interessen und für die Vereinnahmung im Kampf gegen den Systemfeind zu einer Verschärfung der negativen Wahrnehmung besonders von den Ländern Asiens und Afrikas.

Die Konstruktion als Opfer wurde zudem über das Motiv des undankbaren Mittelempfängers und neidvollen Vorwürfen aus der westdeutschen Gesellschaft gegen die eigene Regierung weiter befeuert.<sup>261</sup> Die Staatsausgaben für Rüstung und Kriege wurden als Zweckentfremdung der sog. Entwicklungshilfe wahrgenommen und – über eine intensive Berichterstattung – größtenteils den Regierungen in Indien und Pakistan angelastet. Der Hinduismus schien zudem die Ursache für die Rückständigkeit der Mehrheit der indischen Gesellschaft zu sein.

---

<sup>261</sup> Auch Wolfrum stellt im deutschen Wertewandel der 1960er Jahre neurotische Züge fest. Vgl. Wolfrum *Die geglättete Demokratie*, S. 255.